914- III R. Prūsija. Ragainė (Ragnit)

Asmenvardžiai:

Autoriai:

Vietovardžiai: Rytų Prūsija, Tilžė (Tilsit), Ragainė (Ragnit)

Reikšminiai žodžiai: istorija, herbas, miesto planai,

Santrumpos: MD- „Memeler Dampfboot“, OB – „Das Ostpreußenblatt“ , DOD –„Deutscher Ostdienst“

Nr.	Pavadinimas	Objekto rūšis	Data	Puslapis	Pastaba
1.	Segtuve informacija apie Ragainė (Ragnit) : istorija, herbas, miesto planai, Ragainės apskritis	Iškarpos Iliustracijos Straipsniai			
2.					
3.					
4.					
5.					
6.					
7.					
8.					
9.					
10.					
11.					
12.					

Pastabos ir pataisymai:

Schutz unter den Flügeln des Adlers

Zur Gründung der Stadt Ragnit vor 250 Jahren — Von Hans-Georg Tautorat

Es ist das Hauptverdienst König Friedrich Wilhelm I., das von der Pest entvölkerte und verwüstete Ostpreußen durch ein groß angelegtes Reformwerk zu neuer Blüte geführt zu haben. Das soziale Empfinden des Königs, verbunden mit klarem Blick für das wirtschaftlich Zweckmäßige und staatlich Notwendige, insbesondere aber sein eiserner Wille halfen ihm, sich in dem Bemühen um eine moderne Gestaltung der staatlichen Maßnahmen letztlich doch gegen erhebliche Widerstände durchzusetzen. Grundlegende verwaltungs- und wirtschaftspolitische Reformen, Kirchen- und Schulbauten bereiteten den Boden für eine geistige Erneuerung der Bevölkerung. Die Jahre 1722/23 bedeuteten den Höhepunkt des Retablissements. Große Kolonistenscharen wurden angesiedelt, die „wüsten" Huben machten bald neuen Höfen und Dörfern Platz, zahlreiche Siedlungen entstanden. So tritt im Rahmen der städtischen Politik des Königs auch der Marktflecken Ragnit, der selbst nach Erweiterung nicht drängte, im Jahre 1722 in die Reihe der preußischen Städte ein.

„De fundanda Civitate Raganita"

Schon aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters gibt es Nachrichten, nach denen Ragnit die Stadtrechte verliehen werden sollten. Das Ordenshaus Ragnit stellte damals als Hauptstützpunkt der wichtigen Memellinie ein Bollwerk gegen die Litauer dar. Burg und Siedlung hatten somit für den Orden eine strategische Bedeutung. Im Zusammenhang mit einer Meldung des Hauskomturs von Ragnit, in der er dem Hochmeister berichtet, wie hoch man Ragnit „aufzuwerfen" habe, dabei das Wasser bei Überschwemmungen keinen Schaden anrichte, hören wir in Verbindung mit dem Namen Ragnit erstmalig etwas von einer Stadt. Aus dem Blatt des Ordensbriefarchivs aus dem Jahre 1403 verlautet, „das der nuwe Schultis meint zo hoek zu wortin (aufzuwerfen) die stat als das alde hachilherg ist . . ." Der hier verwendete Begriff „stat" muß als die vom Orden

Das Wappen von Ragnit

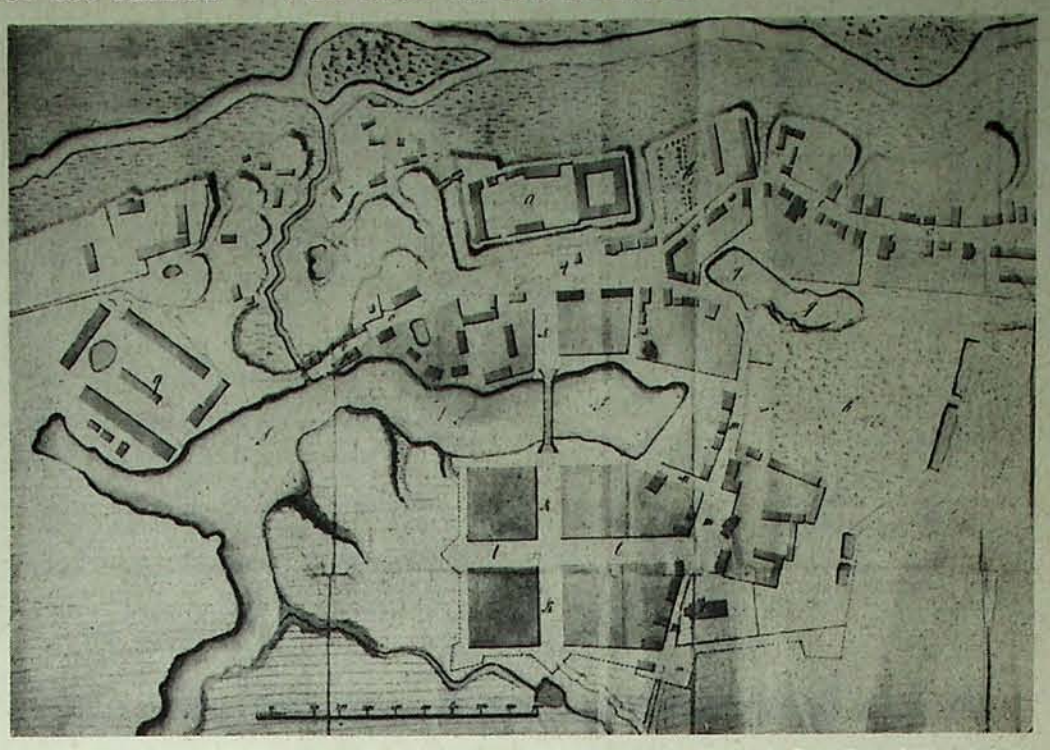
in der Nähe des im Bau befindlichen neuen Ordenshauses geplante Stadtsiedlung aufgefaßt werden, um die ein Wall in Höhe des Hachelwerkes aufgeworfen werden soll. Bestätigt wird uns das durch die undatierte Lokationsurkunde „De fundanda Civitate Raganita" aus dem Ordensbrief (Regesta I Nr. 644). Dieses Dokument enthält die Gerechtsame auf Landbesitz und Fischerei, die der Orden der zukünftigen Stadt verleiht. In der Schrift wird weiter die Zusicherung gemacht, die Stadt mit einem Wall zu versehen, „noch deme als das hachelwerg vor langen zeithen do gelegn, ist bewallet gewest" Dies geschieht mit der Maßgabe, daß die Stadt nach erfolgter Befestigung künftig selbst für ihre Umwehrung zu sorgen hat. Die Urkunde schließt mit der Verleihung des Kulmischen Rechts.

Aus dem Jahre 1409 gibt es eine weitere Nachricht, die mit einer angeblichen Stadtgründung zusammenhängt. Es wird berichtet, daß bald nach Ostern der Deutschordensmeister mit einigen Gebietigern aufbrach, um „Memela und Ragnite" als Städte zu begründen. In Memel stellte er den Augustinermönchen, in Ragnit den Franziskanern einen Bauplatz zur Verfügung. Das von den Franziskanern in Ragnit erbaute Kloster soll in der Tilsiter Straße — vom Markt aus gesehen vor der Schloßmühle — gestanden haben, möglicherweise an der Stelle, wo bis zuletzt der Löwenkrug (Bürgerhalle) gestanden hat.

Ob die beabsichtigte Stadtgründung im Mittelalter wirklich zustande kam, ist durch Quellen nicht zu belegen. Wegen der in diesem Jahr einsetzenden Wirren muß vielmehr angenommen werden, daß sie unterblieb. Die Stadtgründung läßt sich erst 300 Jahre später nachweisen.

Widerstände der Projektierung

Auf Anregung König Friedrich Wilhelm I. wurde am 24. Juli 1721 eine Kommission gebildet, die die Erhebung von geeigneten Ortschaften Ostpreußens, insbesondere Preußisch-Litauens, zu Städten prüfen sollte. In Betracht kamen die Orte Ragnit, Taplacken, Georgenburg Stallupönen, Schirwindt, Gumbinnen und Heydekrug. Die Kommission riet jedoch davon ab Ragnit zur Stadt zu erheben, da zu befürchten sei, „daß Ragnit der nur eine Meile entfernt gelegenen Stadt Tilsit Nachteil und Abbruch



Stadtplan von Ragnit aus dem Jahre 1723 von Schultheiß von Unfried. Der Grundriß zeigt die Verhältnisse zur Zeit der Stadtwerdung auf und enthält folgende Erläuterungen: a Das Schloß; b Der Schloßgarten; c Die Corps des Guardes; d Die Ambts Schmiede; e Die Mühle; f Der Mühlen Teich; g Der Zeneken Teich (Zinkenteich); h Der Heilsbergische Garten; i Die Kirche; k Die Koniges Straße (Landrat-Penner-Straße); l Die Magister Gasse (Schulstraße); m Die Kirch Straße (Kirchenstraße); n Die Traneke (Tränke); o Die Lange Gaße (Tilsiter Straße/Markt/Hindenburgstraße); p Das Hospital; q Das Koniglicke ˜˜orwerk Althoff. (Klammervermerke vom Verfasser. Der Plan befindet sich im Staatlichen Archivlager Göttingen, dem früheren Königsberger Staatsarchiv.

in Commercio, auch an der Brau- und anders Nahrung tun könnte und würde die Beschreibung dieses Ortes zeigen, daß derselbe an Kriegs- und Domänen-Prestandis all bereits ein vieles traget . . ." Der König wies die Begründung jedoch zurück und beauftragte die Kommission, eine genaue Besichtigung des Ortes vorzunehmen und ihm weiteren Bericht zu erstatten. Die Besichtigung fand am 17. September 1721 statt. In Ragnit hatte damals Grundbesitz: Leutnant Heilsberger, dessen Bruder Regimentsquartiermeister Heilsberger, Fischmeister Lock, Landkammerrat Itzel, Schloßeinnehmer Eggert, der litauische Pfarrer Naunisn, Fähnrich Wilden, Leutnant Wendt, Derschauer Erben, Reifenstein und Meister Marquardt. Sie alle zusammen besaßen 64 Huben und 23 Morgen. Es war beabsichtigt, dieses Land vom König ankaufen und unter die neu anzusiedelnden Bürger verteilen zu lassen. Die Eigentümer verlangten für das vom König anzukaufende Gelände 18 822 Taler.

Auch in diesem Bericht lehnte die Kommission die Verleihung der Stadtrechte an Ragnit in erster Linie mit der Begründung ab, die Erhebung Ragnits zur Stadt gefährde die Existenz Tilsits. So wurde u. a. davon abgeraten, in Ragnit Fabriken zu errichten, da sonst die in Tilsit angelegte und „von seiner Königlichen Majestät allergnädigst privilegierte Zeugfabrik des aus Quedlinburg angezogenen Meisters Lüttich" ins Stocken geraten könnte. Man befürchtete, daß die aus Polen kommende und durch Ragnit durchgeführte Wolle hier schon aufgekauft werden könnte. Weiter wurde erwähnt, daß die vorhandene Kirche sehr baufällig sei. Da sie an der äußersten Ecke des Fleckens liege, müsse sie versetzt werden, wenn man sie in die Richtmauern der neuen Stadt bringen wolle. Die Summe von 18 822 Talern, die zum Ankauf des Landes aufgebracht werden müßte, würde sich nicht rentieren. Schließlich „mußte dieser Ort ganz anders eingerichtet werden, indem derselbe jetzt in einer einzigen, fast ¼ Meile lang sich erstreckenden und vorlängst der bergigen und hochsteilen Ufer des Flüßchens Ragnit liegenden Straße bestehen, wobei sich noch eine Quergasse, so nach der Kirche führet, befindet, daß denn die Abbrechung der alten und Anerbauung der neuen Häuser gar große Unkosten, wenn anders der Ort regulier eingerichtet und zum Einschließen aptieret werden soll, erfordern dürften".

Jedoch auch die neuen Gesichtspunkte in diesem Bericht konnten den König nicht dazu bringen, seinen Plan aufzugeben. Trotz des wiederholten Abratens der Kommission beharrte er auf seinem Standpunkt und verfügte sinngemäß, daß, um keine Zeit zu verlieren, von dem Ingenieur Lehmann und anderen Ingenieuren vorerst Grundrisse von zwei Orten, nämlich von Ragnit und Heydekrug, zu erstellen seien. Diesem Grundriß sollte die derzeitige Situation der vorhandenen Haus- und Hofstellen entnommen werden können. Aus einem zweiten geforderten Grundriß sollte hervorgehen, wie man unter Zugrundelegung der bereits vorhandenen Bebauung nicht nur die Gassen bestmöglichst regulieren kann, sondern wieviel Ruten in der Länge und in der Tiefe man zum Beispiel zu jeder neu anzulegenden Haus- und Hofstelle nehmen könne. Eine Berechnung darüber, wieviel den Grundeigentümern für beanspruchte Plätze (Gärten, Haus- und Hofstellen) billigerweise zugestanden werden müßte, wurde dergleichen gefordert. Schließlich wurde den Ingenieuren die Erstellung eines Hausgrundrisses abverlangt. Das Haus durfte nur eine Etage haben und sollte gewissermaßen als Prototyp für alle neu zu bauenden Häuser jenen. Die fertiggestellten Grundrisse, zusammen mit einer Kalkulation für den Kauf der Haus-, Hof- und Gartenplätze und den Ankauf der Baumaterialien mußten sodann unverzüglich eingeschickt werden. Die Verfügung verlangte letztlich eine Spezifizierung darüber, wieviel neue „Wirthe" eingesetzt werden können und wie hoch sich deren Verbrauchssteuerbeitrag nach Ablauf des „Freyjahres" jährlich belaufen wird.

Wie hoch würden einerseits die der Staatskasse entstehenden Unkosten und andererseits die der Staatskasse zufließenden Einnahmen sein, wenn die Erhebung des Fleckens Ragnit zur Stadt Wirklichkeit werden sollte, so mußte nun die konsequente Frage lauten. Hierüber wurden dann zwei Berechnungen angestellt. Der ersten Berechnung lag der Plan zugrunde, die Grundstücke von den bisherigen Eigentümern anzukaufen und eine ganz neue Stadt mit 200 Hausstellen zu gründen, während nach der zweiten Berechnung die bisherigen 14 Akkerhöfe, 4 Krüge und 61 Handwerkerstellen bestehen bleiben und dazu noch 121 neue Hausstellen angekauft werden sollten. Die erste Berechnung wies ein jährliches Defizit von 4909 Talern auf; die zweite Berechnung brachte ein Plus von 266 Talern.

Verleihung des Stadtpatents

Unter Zugrundelegung dieses zweiten Planes wurde dann der Flecken Ragnit durch königliche Resolution vom 26. März 1722 zur Stadt erhoben. Mit der Verleihung der Stadtrechte ergab sich die „Freyheit, Handel und Wandel, auch allerhand bürgerliche Nahrung, Handwerk und Profession darinnen zu treiben" Das am 6. April 1722 von König Friedrich Wilhelm I. verliehene Stadtpatent enthält dann u. a. den wichtigen Hinweis, daß sich alle diejenigen, die sich in dieser Stadt niederzulassen beabsichtigen, beim Preußischen Kommissariat in Königsberg, bei dem Steuerrat oder dem noch zu bestellenden Bürgermeister der Stadt zu melden haben. Unter Berücksichtigung der Umstände würden denn durch den Steuerrat die Baustelle und der Platz für den Garten angewiesen werden. Auch allen Handwerkern aus anderen Dörfern des „platten Landes" wurde die Stadt geöffnet. Unter Hinweis auf das freie Bürger- und Meisterrecht und die Befreiung von der Steuer für die Dauer von drei Jahren wurde ihnen die sofortige Vermittlung von Arbeit zugesagt. Die Resolution schließt mit der Feststellung, daß die Ausübung des Braugewerbes zur Zeit nur den sich bereits in der Stadt befindlichen Braukrügern gestattet werden *kann. Bei Vergrößerung der Stadt und dem damit verbundenen Anstieg der Einwohnerzahl könne jedoch „nach Proportion der neu angekommenen Bürger, auch denen, welche dazu die bequemste und vor Feuersgefahr sicherste Häuser erbaut haben werden, nach und nach eine Braugerechtigkeit concediret werden"*

Das Stadtwappen, das der König der neu gegründeten Stadt verlieh, zeigt im Schildesfuße einen Fluß, die Memel, auf dessen mäßig hohem Steilufer sich eine Stadt erhebt. Darüber schwebt der nicht stilisierte preußische Adler und über diesem das Auge Gottes. Das Ganze ist von der Umschrift umgeben „SUB EIS TUTA RAGNETA", was so viel heißt, wie „unter diesem Schutz ist Ragnit sicher".

Am 1. September 1722 wurde in der Stadt die Erhebung der Akzise (Verbrauchssteuer) eingeführt. Die Funktionen des Magistrats wurden mit von dem neu eingesetzten Gericht wahrgenommen, und noch im gleichen Jahre erhielt sie eine Stadtschule.

Ragnit im 20 Jahrhundert aus der Luft gesehen

Aus den ostpreußischen Heimatkreisen . . .

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben an die Landsmannschaft immer die letzte Heimatstadt angeben.

Heiligenbeil

Kreisvertreter: Georg Vögerl, 1 Berlin 41 (Steglitz), Buggestraße 6. Telefon 03 11/8 21 20 96.

Neufassung der Satzung der Kreisgemeinschaft Heiligenbeil — Wie bereits in Folge 13 auf Seite 14 bekanntgegeben, muß auf der nächsten Mitgliederversammlung beim Hauptkreistreffen am 10. und 11. Juni die neue Satzung beschlossen werden. Damit sich alle Landsleute vorher damit vertraut machen können, wurde und wird sie in den Folgen 13, 14, 15 und 16 des Ostpreußenblattes abschnittsweise veröffentlicht.

§ 3. Mitgliedschaft. Die Mitgliedschaft der Kreisgemeinschaft erwirbt, wer sich für die Heimatkreiskartei anmeldet, durch Unterschrift seine Mitgliedschaft erklärt und aufgenommen wird. Der Kreisausschuß (§ 10) kann die Aufnahme ablehnen, wenn der begründete Verdacht besteht, daß der Antragsteller den Zielen der Gemeinschaft zuwiderhandelt. In diesem Falle steht letzterem das Recht zu, innerhalb eines Monats beim Kreisvertreter Beschwerde einzulegen. Dieser muß die Angelegenheit dem Kreistag zur Entscheidung vorlegen. Die Entscheidung des Kreistages ist endgültig. Die Mitgliedschaft endet durch Tod, Austritt oder Ausschluß. Der Austritt ist durch eine schriftliche Erklärung rechtsgültig. Der Ausschluß kann bei schweren Verstößen gegen das Ansehen und die Ziele der Kreisgemeinschaft erfolgen. Die Entscheidung über den Austritt trifft der Kreisausschuß (§ 10). Er teilt dies dem Mitgliede — unter Angabe der Gründe — durch eingeschriebenen Brief mit. Gegen diesen Entscheid ist ein Einspruch innerhalb eines Monats an den Kreistag zulässig. Dieser entscheidet endgültig.

§ 4. Pflichten und Rechte der Mitglieder. Alle Mitglieder sind gehalten, die Kreisgemeinschaft in ihren Aufgaben und Zielen zu unterstützen. Jedes Mitglied ist berechtigt, die Einrichtungen der Kreisgemeinschaft in Anspruch zu nehmen, die Kreistreffen und sonstige Veranstaltungen zu besuchen und die satzungsmäßigen Rechte wahrzunehmen.

§ 5. Beiträge und Einnahmen. Die Kreisgemeinschaft kann von den Mitgliedern Beiträge erheben. Sonstige Einnahmen der Gemeinschaft sind Zuwendungen, Spenden und Stiftungen.

§ 6. Geschäftsjahr. Das Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 7. Organe der Kreisgemeinschaft. Die Organe der Kreisgemeinschaft sind: der Kreistag, der Kreisausschuß.

§ 8. Mitgliederversammlung (Hauptkreistreffen). Alle Mitglieder bilden in ihrer Gesamtheit die Kreisgemeinschaft. Für sie findet jährlich einmal anläßlich des Hauptkreistreffens eine Mitgliederversammlung statt. Sie wird vom Kreisausschuß (§ 10) einberufen. Die Einberufung erfolgt durch Veröffentlichung im Ostpreußenblatt mit einer Frist von mindestens vier Wochen. Die Mitgliederversammlung ist die richtungweisende Instanz für die Führung der Kreisgemeinschaft. Sie nimmt den Jahresbericht entgegen und stellt Richtlinien für die Organe der Kreisgemeinschaft auf. Dieses Recht kann sie auch auf den Kreistag (§ 9) übertragen. Außerdem obliegen ihr: die Kirchspiels- und Städtevertreter für den Kreistag gemäß der Kreisordnung (§ 12) zu wählen, verdiente Landsleute durch Ernennung zum Kreisältesten oder zum Ehrenmitglied zu ehren, Satzungsänderungen (§ 13) und — gegebenenfalls — die Auflösung der Kreisgemeinschaft (§ 16) zu beschließen.

Insterburg Stadt und Land

Kreisvertreter Stadt: Prof. Dr Georg-Winfried Schmidt. Kreisvertreter Land: Fritz Naujoks. Geschäftsstelle: Willy Berming, 4150 Krefeld-Fischeln, Kölner Straße 517, Telefon 0 21 51/63 26 55.

Treffen in Stuttgart — Sonnabend, 15. April, findet in Stuttgart im Hotel Wartburg um 19 Uhr unser nächstes Monatstreffen statt. Diesen Tag haben wir vorgemerkt, dazu gleicher Zeit dort die ehemaligen Schülerinnen der Hindenburgoberschule Insterburg zusammenkommen. Eine Filmvorführung und die Zweimannhausmusik werden für Unterhaltung sorgen. Die ehemaligen Schülerinnen werden schon Stunden zuvor Erlebnisse ausgetauscht haben. Alle Insterburger im Stuttgarter Raum sind mit ihren Angehörigen zu diesem Treffen recht herzlich eingeladen. Erich Bangert

Königsberg-Stadt

Erster Stadtvertreter: Prof. Dr. Fritz Gause, 43 Essen, Saarbrücker Straße 107, Geschäftsstelle: Günter Boretius,, 4 Düsseldorf, Bismarckstr. 90, Telefon 02 11/ 35 03 80.

Löbenichtsches Realgymnasium, Oberschule — Zum diesjährigen Kölner „Domfäßchen-Treffen" versammeln sich die Löbenichter von Bonn/Köln mit ihren Angehörigen am Freitag, dem 7. April, ab 19.30 Uhr im Konferenzzimmer des Hauses Wolkenburg, Mauritiussteinweg 59, in der Nähe des Neumarktes. Es spricht der Vorsitzende unserer Vereinigung, Dipl.-Ing. Ulrich Albinus, über „E. T. A. Hoffmann — sein Leben und Werk". Die Ausführungen werden umrahmt durch Hoffmannsche Musik. Wir laden hierzu auch die Düsseldorfer Löbenichter ein. Ebenso sind alle ehemaligen Mitschüler eingeladen, die bisher den Anschluß an unsere Gemeinschaft nicht gefunden haben. Weitere Auskunft erteilt Bernhard Matz, 53 Bonn-Lengsdorf, Im Ringelsacker 60, Fernruf 0 22 21 / 62 19 00.

Roßgärter Mittelschule — Das Jahreshaupttreffen 1972 findet in 6121 Hassenroth (Odenwald) statt. Treffpunkt Café-Pension Talblick, Tel. 0 61 63 / 23 22. Alle Ehemaligen sind mit ihren Angehörigen herzlich eingeladen. Programm bzw. Wegweiser für Autofahrer können bei mir abgefordert werden. Zur Ergänzung unserer Anschriftenliste, die im Juni neu herausgegeben wird, bitte ich um sofortige Meldung mit folgenden Angaben: Entlaß-Jahrgang, Name, Vorname, Geburtsname, Postleitzahl, Anschrift und Telefon-Nummer, falls vorhanden, an Hans Zieske, 2000 Hamburg 70, Tarnowitzer Weg 12 III re.

Unsern Abonnenten, Mitarbeitern und Freunden wünschen wir fröhliche und erholsame Osterfeiertage

Das Ostpreußenblatt
VERLAG · REDAKTION

Ortelsburg

Kreisvertreter: Max Brenk, 328 Bad Pyrmont, Postfach 1147. Telefon 0 52 81/47 92.

Bezirkstreffen in Oldenburg i. O. — Auf vielfachen Wunsch findet für den Nordteil der Bundesrepublik am Sonnabend, dem 27. Mai, ein Bezirkstreffen in Oldenburg i. O., Hotel Harmonie, Dragonerstraße 59, statt (vom Hauptbahnhof ist die Dragonerstraße mit Bus zu erreichen, umsteigen am Stadtmuseum in die Linie 5, Haltestelle Bremer Straße aussteigen). Beginn 14 Uhr. Wir bitten, den Termin dieses Treffens an Bekannte und Freunde weiterzugeben.

Unsere Ortsvertreter — Zu besonderen Geburtstagen gratulieren wir unseren Vertrauensleuten: Brasch, Anna, aus Mensguth, jetzt 3384 Liebenburg, Straute 3, zu ihrem 65. Geburtstage am 20. April: Kniza, Gottlieb, aus Seedanzig, jetzt 6382 Friedrichsdorf (Taunus), Grüner Weg 3, zu seinem 75. Geburtstage am 29. April sehr herzlich und danken gleichzeitig für unbeirrten Einsatz für die Heimat.

Osterode

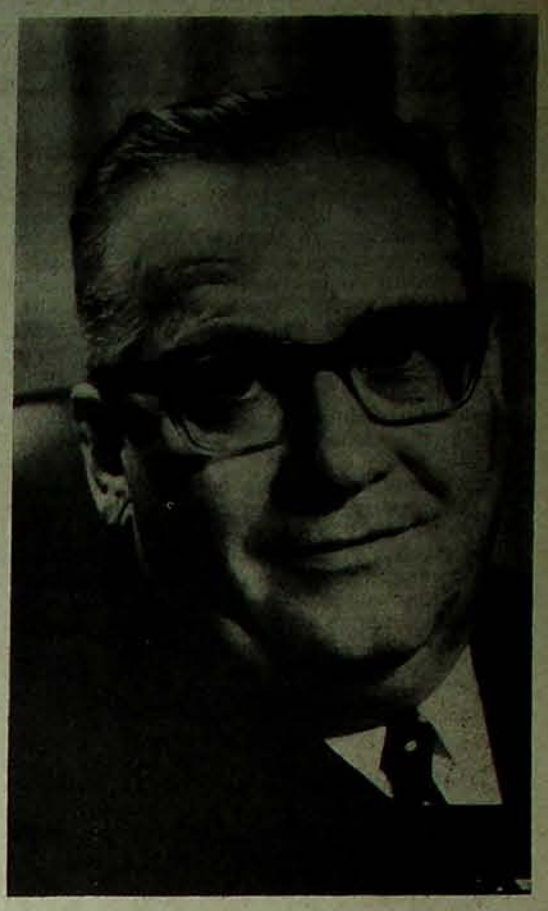
Kreisvertreter: Hans Strüver, 333 Helmstedt, Schützenwall 13, Telefon 0 53 51/3 20 73.

Ehemalige der Luther- und Jahnschule — Lm. Gerhard Behrendt, 8674 Naila, Griesbacher Weg 31, und Lm. Ulrich Werdermann weisen darauf hin, daß für dieses Jahr ein Treffen der ehemaligen Schülerinnen der Lutherschule sowie der Schüler der Jahnschule Osterode (Ostpreußen) geplant ist. Ursprünglich war nur an ein Treffen des Entlassungsjahrgangs 1937 gedacht. Inzwischen haben sich erfreulicherweise aber auch Interessenten der Geburtsjahrgänge 1920 bis 1924 gemeldet, so daß wir sehr gern bereit sind, den Teilnehmerkreis zu erweitern. Es ist daran gedacht, unser Schülertreffen mit dem Kreistreffen, das am 17. September in Recklinghausen stattfindet, zusammenzulegen. Wir wollen uns bereits am Sonnabendnachmittag gegen 15 Uhr in einem noch zu benennenden Lokal in bzw. in der Umgebung von Recklinghausen treffen. Dazu ist es aber dringend erforderlich, daß die Anmeldungen schon jetzt erfolgen, damit rechtzeitig geeignete Lokalitäten, Übernachtungsmöglichkeiten usw. ausgesucht werden können. Da selbstverständlich auch die Frauen und Männer der Ehemaligen herzlich zu unserem Treffen eingeladen sind, ist es wichtig zu wissen, wieviel Doppelzimmer usw. gebraucht werden. Unser früherer Klassenkamerad Walter Horch, der jetzt als Prokurist in Marl bei Recklinghausen wohnt und tätig ist, wäre bereit, alles Erforderliche zu organisieren, damit wir eine gediegene, fröhliche Wiedersehensfeier begehen können. Nähere Einzelheiten wie Treffpunkt, Anreiseweg, Bahnverbindung usw. werden wir nach Eingang der Anmeldungen noch bekannt geben. Wir hoffen auf einen großen Teilnehmerkreis.

Tilsit-Stadt

Stadtvertreter: Dr. Fritz Beck; Geschäftsstelle: G. Koehler, 23 Kiel, Muhliusstraße 70, Telefon Nr. 04 31/33 29 35.

Verein für Bewegungsspiele Tilsit — Zum Wiedersehenstreffen des Tilsiter Sport-Clubs am 9., 10. und 11. Juni im Niedersächsischen Fußballverbandsheim zu Barsinghausen bei Hannover hat der Verein für Bewegungsspiele Tilsit eine Einladung erhalten. Die ehemaligen Mitglieder des VfB werden hiermit zur regen Beteiligung aufgerufen. Das Treffen beginnt Freitag, 9. Juni, 20 Uhr, mit einem zwanglosen, gemütlichen Beisammensein. Für ein abwechslungsreiches Programm der übrigen Tage ist Sorge getragen. Zimmerbestellungen sind zu richten an Fredi Jost, 457 Quakenbrück, Hasestr. 60, Tel. 0 54 31 / 5 17.



Ernst Meyer zum Gedächtnis

Ostpreuße von Geburt und Überzeugung — Er hat vielen geholfen

Ernst Meyer ist tot! Diese plötzliche Nachricht, die uns am 7. März erreichte, war nicht nur für seine Freunde in der Landesgruppe Bayern unfaßbar, hatten wir doch unseren Lm. Meyer alle noch in seiner vitalen, energischen Haltung, in seiner unermüdlichen Aktivität fast täglich vor Augen gehabt. Umso härter kam es uns zum Bewußtsein, welch schweren Verlust auch wir erlitten hatten, als wir am 11. März im Krematorium des Münchener Ostfriedhofes in einer Feierstunde von ihm Abschied nehmen mußten.

Schon die unverhältnismäßig große Zahl der vielen Hundert Trauergäste war ein sichtbares Zeugnis der überragenden Bedeutung dieser kraftvollen und eigengearteten Führerpersönlichkeit, die der Verstorbene verkörpert hatte. Noch mehr kam diese Tatsache in den vielen Trauerreden namhafter Vertreter des wirtschaftlichen und politischen Lebens zum Ausdruck. Und immer wieder wurde bei der Würdigung der großen Verdienste Ernst Meyers, *seine vorbildliche Pflichterfüllung, die geradezu typische Auffassung und Haltung des „redlichen Preußen"* und die große Heimatliebe des Ostpreußen hervorgehoben. Der CSU-Abgeordnete Strauß brachte den politischen Weitblick, die Aufgeschlossenheit und die Befähigung zu dem umfassenden Urteilsvermögen geradezu in einen ursächlichen Zusammenhang mit der preußischen Herkunft und Erziehung des Verstorbenen. Für bayerische Ohren eine ungewohnte und sicher auch ungewöhnliche, dafür aber um so überzeugender wirkende Charakterisierung.

Die großen geistigen und charakterlichen Gaben Ernst Meyers traten vor allem in seinem Wirken auf wirtschaftlichem Gebiet hervor. Am 9. 2. 1908 in Allenstein als Sohn des „Generaldirektors der Feuersozietät für die Provinz Ostpreußen" geboren, studierte er nach dem Abitur Rechtswissenschaften in Königsberg und München und wurde 1935, nach bestandenem Assessorexamen, Volontär der Zweigniederlassung der Allianzversicherung in Königsberg. Nach gründlicher Ausbildung im Außendienst wurde ihm der Aufbau des Stadtbüros Königsberg und kurz darauf, ab 1940, die Leitung der Filialdirektion Königsberg der Allianz Lebensversicherung A. G. übertragen.

Im Frühjahr 1942 wurde er Soldat und bewährte sich als Frontoffizier, zuletzt als Kompaniechef im Infanterieregiment 1 in den schweren Kämpfen im Osten. Diese Liebe zu seinem Infanterieregiment 1 bewahrte er bis in die letzten Stunden seines Lebens. Er bekannte sich zu seiner soldatischen Vergangenheit auch in jenen Tagen mit Nachdruck, als soldatische Haltung und militärische Erziehung in Deutschland nicht gefragt waren.

Aus dem Krieg kehrte er ohne materielle Güter zurück. Aber unverzagt stellte er sich sofort wieder in den Dienst der Gemeinschaft und zum Wiederaufbau des Wirtschaftslebens zur Verfügung. Schon im August 1945 wurde er Bevollmächtigter der Allianz-Lebensversicherung A. G. für die britische Zone. Er gehörte zu den „Männern der ersten Stunde" während der hoffnungslosen chaotischen Zustände der damaligen Tage. Unter Einsatz seines Lebens holte er „bei Nacht und Nebel" auf selbsterkundeten Schleichpfaden aus Berlin Spitzenkräfte über die schwerbewachte Zonengrenze. Während der Berliner Blockade übernahm er außerdem die Leitung der Berliner Betriebe der Allianz-Lebensversicherung.

Am 1. 10. 1946 zum stellvertretenden, und ein Jahr später zum Vorstandsmitglied der Allianz-Lebensversicherung ernannt, hatte er großen Anteil am Wiederaufbau und Ausbau dieser Organisation. Am 1. 6. 1952 wurde Direktor Ernst Meyer als Leiter der Kraftverkehrs-Versicherung in den Vorstand der Muttergesellschaft nach München berufen. Seit 1961 Vorsitzender des Fachausschusses im HUK-Verband, wurde er später in Würdigung seiner außerordentlichen Verdienste zum Ehrenvorsitzenden auf Lebenszeit gewählt.

Wie vielseitig sein Wirken war, zeigen die vielen Ämter und Ehrenämter. Unter anderem war er Präsident der „Comission Spéciale des Accords Internationaux" und Mitglied der „Groupe de Travail pour les Problémes de l'Assurance Automobile", stellvertretender Vorsitzender im Beirat des Kuratoriums „Wir und die Straße". Am 1. 3. 1962 übernahm er die Führung der rund 70 000 Mitarbeiter zählenden Organisation der Allianzgruppe und seit Oktober 1966 stand er an der Spitze des Gesamtverbandes der Versicherungswirtschaft.

Es wirkt fast unglaublich, daß angesichts dieser vielen zeitraubenden Tätigkeiten Ernst Meyer noch Zeit und Muße zu einer großen literarischen Tätigkeit fand. Neben einer Vielzahl von Publikationen verfaßte er ein zweibändiges Werk über „Typische Unfallursachen im deutschen Straßenverkehr". Er fand aber auch noch Zeit, sich seiner Liebe zur Kunst und Kunstgeschichte zu widmen und war ein treuer Freund und Förderer der Münchener Glyptothek, deren „Verein der Freunde und Förderer der Glyptothek und der Antikensammlungen München e. V." er noch in seinen letzten Lebensjahren gründete und leitete. Als Freund der Natur, des Waldes, der Seen und der Jagd setzte er eine lebensnahe Tradition seiner ostpreußischen Heimat fort.

Zahlreiche äußere Ehrungen und Anerkennungen waren ihm beschieden. Auf den Ordenskissen neben seinem Sarg sah man außer hohen Tapferkeits- und Kriegsauszeichnungen das ihm 1968 verliehene Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik und den Bayerischen Verdienstorden. Für seine Verdienste um die Verkehrssicherheit wurde ihm das Ehrenzeichen der deutschen Verkehrswacht in Gold und 1962 der goldene Dieselring verliehen.

Ernst Meyer hat seine Tätigkeit auf dem Wirtschaftssektor immer auch zugleich als einen politischen Auftrag verstanden. Der Landesvorsitzende der CSU, Franz Josef Strauß, würdigte vor allem die Fähigkeit Ernst Meyers, die es ihm ermöglichte, trotz der unvorstellbar großen beruflichen Beanspruchung, in seinen letzten Lebenswochen noch die Zeit zu finden, sechs grundlegende und programmatische Artikel zur wirtschaftlichen und politischen Situation der Bundesrepublik zu verfassen. Diese Arbeiten werden nun veröffentlicht werden.

Auch in Fragen der Ostpolitik entwickelte Meyer eigene Ideen und Vorstellungen und er scheute auch nicht davor zurück, sie in seiner offenen und unzweideutigen Art warnend und bisweilen beschwörend der Bundesregierung und dem für ihre Politik verantwortlichen Bundeskanzler Brandt zu unterbreiten und schriftlich zu untermauern. Oft bedauerte er es, daß der weitblickende Kaufmann, — er verstand seinen Beruf im wahrsten Sinne des Wortes als einen *„königlichen" — so wenig Einfluß auf die Außenpolitik der Bundesregierung habe. Hier würden, so betonte er immer wieder,* schicksalsschwere und entscheidende Aspekte der zukünftigen Geschichte übersehen. Ihm lag immer vor allem das menschliche Schicksal der in den Ostgebieten verbliebenen Deutschen im Herzen. In vielen Vorträgen setzte er sich für eine Verständigung zwischen dem deutschen und dem polnischen Volk ein. U. a. rief er ein Hilfswerk zur Linderung der materiellen und seelischen Not unserer Landsleute in den ostdeutschen Gebieten ins Leben und war auch stets zu großen persönlichen Opfern bereit.

Die Landesgruppe Bayern wird sein ostpreußisches Vermächtnis übernehmen und fortführen.

Dr. Heinz Radke

Einer der Stillen im Lande

Friedrich-Wilhelm Raddatz begeht seinen 70. Geburtstag

Wolfsburg — Er gehört zu den Stillen im Lande, der Vorsitzende der LMO-Landesgruppe Niedersachsen, Friedrich-Wilhelm Raddatz, der am 3. April sein 70. Lebensjahr vollendet. Obwohl er seit seiner Pensionierung „im tätigen Unruhestand" ist, macht er nicht viel Aufhebens von dieser Tätigkeit. Ruhig und bedachtsam, dennoch rastlos, setzt er sich für seine Landsleute ein und auch für die alten Mitbürger der Stadt Wolfsburg, in der er seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit seiner Familie lebt.

Es war nicht ganz einfach, erzählt Raddatz, seine große Familie nach den Wirren des Krieges wiederzufinden. Bedingt durch die militärischen Ereignisse 1944/45 wurde er in Elbing von seiner hochschwangeren Frau und seinen fünf Kindern getrennt. Erst nach eineinhalb, abenteuerlichen Jahren fand er seine Familie in Wieren im niedersächsischen Kreis Uelzen wieder und sah dort zum ersten Mal sein sechstes Kind. Den jüngsten Sohn Jörg hatte seine Frau auf der Flucht in Cammin zur Welt gebracht, zehn Tage, bevor die sowjetischen Truppen die pommersche Stadt besetzten. Die Mutter mußte nun mit sechs Kindern weiter fliehen.

Heute ist Friedrich-Wilhelm Raddatz, der am 3. April 1902 in Königsberg geboren wurde, in Wolfsburg kein Unbekannter mehr. Bedingt durch seinen beruflichen Werdegang — nach dem Besuch einer Realschule erlernte er handwerklich und kaufmännisch das Elektrofach — war er bis 1939 bei namhaften Konzernen dieser Branche tätig, wurde am 18. August 1939 Soldat und trat nach Beendigung seiner Dienstzeit bei der Wehrmacht als Sachbearbeiter beim Arbeitsamt Elbing ein, das im Januar 1945 zum Arbeitsamt Greifswald in Vorpommern verlegt wurde. So kam er 1947 zum Arbeitsamt Wolfsburg. Dort wurde Raddatz zunächst Hauptvermittler für das Metallgewerbe. Ein Jahr später übernahm er die Statistik und das Amt des Abteilungsleiters.

Nach der Auflösung des Arbeitsamtes im Oktober 1962 ging Raddatz zur Personalabteilung des Volkswagenwerks, wo ihm als Personalsachbearbeiter der Einsatz der italienischen Arbeitskräfte oblag. Im August 1967 beendete er das Arbeitsverhältnis, weil er die Altersgrenze erreicht hatte.

Verblüffend ist die Summe der ehrenamtlichen Tätigkeiten, die der Ostpreuße Raddatz wahrnahm und auch weiterhin wahrnimmt. So war er von 1959 bis 1968 Bürgermeister und Senator der Stadt Wolfsburg. Besonders bemühte er sich, die Lage der Heimatvertriebenen zu bessern, denn er war auch viele Jahre Vorsitzender des Stadtflüchtlingsrates und gleichzeitig Vorsitzender des Bundes der Vertriebenen. Raddatz war Mitbegründer der Kreisgruppe Wolfsburg der LMO und ist seit 1951 ihr Vorsitzender.

Die weiteren Ehrenämter lassen sich nur noch listenmäßig aufzählen. Seit acht Jahren ehrenamtlicher Verwaltungsrichter beim Oberverwaltungsgericht für die Länder Niedersachsen und Schleswig-Holstein, Vorsitzender der Landesgruppe Niedersachsen der Landsmannschaft Ostpreußen, Vorstandsmitglied des BdV-Landesverbandes Niedersachsen, Mitglied der Stadtvertretung der Stadt Königsberg/Pr., Beauftragter der Gemeinschaft Wolfsburg der Lebensabend-Bewegung, Mitglied des Landesvorstandes der Lebensabend-Bewegung für die Länder Niedersachsen und Bremen, Vorsitzender des Rates der Alten in Wolfsburg, Beiratsmitglied des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes Wolfsburg, Ehrenvorsitzender des BdV-Kreisverbandes Wolfsburg und Ehrenmitglied des von ihm mitgegründeten e. V. Sportschützen der Ost- und Westpreußen in Wolfsburg.

Ja, das ist unser Friedrich-Wilhelm Raddatz. Niemand sieht ihm an, was er zu bewältigen hat, und kein Amt kommt zu kurz. Und die Redaktion wundert sich, daß er auch noch Zeit findet, ihr hin und wieder Beiträge über die landsmannschaftliche Arbeit in seinem Bereich zu senden.

HZ

Zeugnis hochentwickelter Ordensbaukunst

Zur wechselvollen Geschichte der Burg Ragnit am Hochufer der Memel / Von Hans-Georg Tautorat

Das historisch junge Gebiet beiderseits der unteren Memel, die alte prußische Landschaft Schalauen, wurde im 13. Jahrhundert durch den Deutschen Orden erobert. Das geschah im Zuge jenes großen, ostwärts gerichteten abendländischen Unternehmens, das sich die Christianisierung der Heiden des Ostraums zum Ziel gesetzt hatte. Neben anderen Burgen erbaute der Orden im Jahre 1289 an Stelle der zerstörten Prußenfeste Raganita „auf einem Berg über der Memel zum Lobe und zur Ehre Gottes die Burg Landishute".

Das Ordenshaus stellte als Hauptstützpunkt der wichtigen Memellinie ein Bollwerk gegen die Litauer dar. Trotz dieser strategischen Bedeutung darf wohl angenommen werden, daß die Burg ein ganzes Jahrhundert lang im wesentlichen einfache Holz-Erde-Befestigung blieb. Aus dem Fehlen von Nachrichten über die Art des Baus muß dies zunächst gefolgert werden. Andererseits lassen die Zerstörung des Ordenshauses anläßlich kriegerischer Auseinandersetzungen im Jahre 1295 sowie das vollständige Verbrennen aller zur Burg gehörenden Gebäude in den Jahren 1355 und 1356 diesen Schluß zu. Schließlich rechtfertigen die Ausdrücke „muren" sowie „nuen gemuwreten huse", wie sie im Zusammenhang mit dem Neubau in verschiedenen archivalischen Quellen erst ab 1397 wiederholt verwendet werden, die Annahme, daß das alte Haus vorherrschend ein Holz-Erdbau war. Die exponierte Lage dieser für den Orden so wichtigen Grenzfeste und die mit dem bisherigen Bauwerk gemachten Erfahrungen veranlaßten den Hochmeister dann wohl im Jahre 1397, gegen die ständigen Angriffe aus Litauen in Ragnit ein besonders festes Ordenshaus in Stein zu bauen. Die Bauzeit fiel in die letzte schöpferische Periode des Ordens.

Ragnit: Skizze des Ordensbaues um 1630...

...Burg und Ort Ende des 17. Jahrhunderts...

Nachricht vom Bau 1397 notiert

Die Vereinigung von Festung, Kloster und wirtschaftlich-administrativem Betrieb war es, die diesem Bauwerk eine von dem üblichen Burgentyp dieser Zeit stark abweichende Gestalt gab. Die hochragende, aus vier Flügeln bestehende quadratische Hauptburg, die Vorburg und die Wassermühle waren auch die wichtigsten Anlagen des Ordenshauses Ragnit.

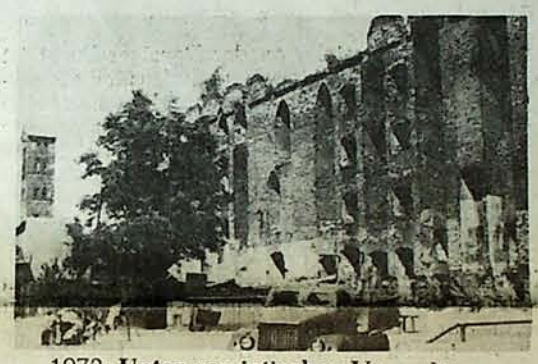
Die erste Nachricht vom Burgbau gibt uns der Chronist Johann von Posilge. 1397 berichtet er: „In desim jare uff den somir wart Rangnith das hus begunst czu muren." Nicht mehr auf dem Schloßberg, sondern etwas memelabwärts, aber auch auf der Uferhöhe, wurde der Ort für die neue Befestigung gewählt. Drei Höhenausläufer wurden so genutzt, wie sie sich aus dem Steilufer herausschoben. Auf der einen dieser Höhenkuppen, der östlichen, errichteten die Ordensbrüder die Hauptburg, auf der nächsten Kuppe, westlich davon, entstand die Vorburg und weiter, auf einer dritten Kuppe breiteten sich in freierer Grundrißgestaltung die Wirtschaftsgebäude aus, von denen die Mühle noch bis in die jüngste Zeit erhalten geblieben war. Um während der Bauzeit vor Überfällen geschützt zu sein, ließen die Ordensbrüder die alte Burg noch bis zum Anfang des Jahres 1403 stehen. In diesem Jahr war der neue Bau so weit fortgeschritten, daß das alte Haus abgebrochen werden konnte. In diesem Zusammenhang berichtet Johann von Pesilge: „Ouch nach Ostern czuhant sante man vil lute ken Ragnith in die buwunge, also das man das alde hus adebrach und bereytin das nuwe und czogin doruff czu wonen." Aus den Formulierungen „vor ysenwerk dem steynmeister zu dem nuen gemuwreten huse" und „zwen wechtern uf das nu hus", wie sie das Treßlerbuch (Hauptrechnung der Ordensstaatskasse der Jahre 1399—1409) überliefert, ist zu schließen, daß es sich nicht etwa um einen Umbau, sondern um einen völligen Neubau des Haupthauses gehandelt hat.

Wenn auch die bauliche Ausführung der Ordensburgen bürgerlichen Fachleuten zu verdanken war, so darf doch nicht verkannt werden, daß der Orden selbst als Bauherr maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung und Ausstattung seiner Häuser ausübte und das Bauprogramm nach seinen Aufgaben und Bedürfnissen bestimmte. Die Aufsicht beim Burgbau in Ragnit war zeitweise dem in Koblenz ausgebildeten „Maurer", das heißt Architekten, Nicolaus Fellenstein übertragen worden, der bereits den Hochmeisterpalast in der Marienburg erbaut hatte. Im April und Dezember 1407 war er als Vertrauensmann dorthin gesandt worden. Im Mai 1408 begleitet Fellenstein den Hochmeister nach Ragnit. 1409 bringt er wieder Maurer dorthin. Eine große Zahl tüchtiger Fachkräfte, deren Namen urkundlich aufgezeichnet sind, waren an dem Werk beteiligt.

Im wesentlichen muß der Bau des Ordenshauses Ragnit 1408/1409 vollendet worden sein. Abgesehen von der Erwähnung einzelner Ausbesserungsarbeiten, die in den nächsten Jahrzehnten ausgeführt wurden, verstummen die Baunachrichten im Ordensbriefarchiv vollständig. Auch die Aufzeichnungen des Treßlerbuches geben keine Kunde mehr.

Unter großen Zeit- und Geldopfern hat der Orden den Festungsbau als Hauptstützpunkt eines weit verzweigten Burgensystems auf dem Hochufer des Memelstroms entstehen lassen. Als mächtiger Mauerwürfel mit glatten Wänden erhob sich das Haus auf quadratischem Grundriß. Die Außenmaße waren 50,91 mal 58,88 Meter. Im Nordflügel des Hauptgeschosses lagen der Remter und die Herrenstuben, im Westflügel die Räume des Komturs und die Gastkammern, im Ostflügel erstreckte sich der große Schlafsaal der Ritter, an den sich die Sakristei anschloß. Den Südflügel nahm zur linken Hälfte der Kapitel-Saal und zur rechten die Kapelle ein. Groß war die Wirkung der äußeren Erscheinung durch die Verwendung des Backsteins. Mit der Einstellung auf nackte Monumentalität verkörperte die Burg im stärksten Maße das eigentliche Konventshaus.

...Wahrzeichen der Stadt 1930 und...



...1972: **Unter sowjetischer Verwaltung**

Die erste Darstellung des Ordenshauses in Form eines Grundrisses stammt von Wagner aus dem Jahr 1548

Eine Ausbildung des Ordenshauses Ragnit aus der Ordenszeit ist uns nicht überliefert. Die erste Darstellung in Form eines Grundrisses stammt von Wagner aus dem Jahre 1548. Dieser Plan, der eine Reihe interessanter Einzelheiten enthält, ist vermutlich im Zusammenhang mit einem geplanten Umbau der Burg entstanden. Aus einem auf der Skizze befindlichen Vermerk können wir entnehmen, daß hierfür „70 mal hyndert daustat (tausend?) zyegel" und ebenso viel „last kalck" veranschlagt wurden. Clasen-Sandt nimmt an, daß die Materialien in erster Linie für ein riesiges bastionsartiges Bollwerk bestimmt waren, das Wagner am Ostflügel in voller Breite, am Nord- und Südflügel etwa zur Hälfte vorgelagert zeichnet. Ferner erkennen wir auf dem Plan deutlich den quadratischen Unterbau des runden, mit Schießscharten versehenen Vorburgturms (Südostecke der Vorburg) sowie das einzige Vorburggelände, den Stall (an der westlichen Begrenzung der Vorburg). Der zur herzoglichen Zeit geplante Umbau ist offenbar nie ausgeführt worden. Der als „saygerthurm" bezeichnete Uhrturm erscheint hier als Torturm.

Auf alten Landkarten finden wir häufig als Merkzeichen für bestimmte Gebiete oder Orte einzelne Gebäude, die für das Gebiet oder den Ort charakterisch waren, also beispielsweise Burgen oder Kirchen. So hat ein Landmesser, der sich E. S. nennt, um 1630 eine Karte von dem neu gegründeten Kirchspiel Szillen angefertigt. Auf dieser Karte sind die Burgen Ragnit und Tilsit abgebildet. Der hier gedruckte Fotoausschnitt zeigt das Ordenshaus Ragnit von der Memelseite aus. Im Hintergrund rechts steht der runde Turm der Vorburg. Dagegen vermißt man den Uhrturm, der wahrscheinlich im Bild mit dem Vorburgflügel des Haupthauses zusammenfällt, da er nahe dem Haupthaus steht. Ein Türmchen ist dort an der Ecke des Haupthauses angedeutet. Vom Westflügel der Vorburg ist ein Giebel sichtbar, ebenso ein Giebel an der Nordostecke des Haupthauses. Östlich schließt sich an das Haupthaus ein Baumgarten an (Beschreibung nach Dr. Forstreuter).

Um das Ordenshaus Ragnit entstand eine Siedlung. Landverschreibungen erfolgten an die zum Christentum übergetretenen Schalauer. Eine Anzahl von Urkunden weist aus, daß auch Litauer, die Parteigänger des Ordens waren und aus ihrer Heimat hatten fliehen müssen, hier Land erhielten. Im Ragniter „Hachelwerk" waren außer den Schalauern und Litauern auch einige Russen und Tataren ansässig.

Der Kämmerer des Herzogs von Burgund, Gilbert de Lannoy, der 1414 auf seinen Reisen auch Ragnit besuchte, notierte in seinem Reisetagebuch: „... ein großes Schloß und eine kleine Stadt, letztere mit einer hölzernen Befestigung, genannt Ranghenit, und einen Konvent sowie ein Komtur der Herren vom Orden in Preußen."

Von 1562 an erscheint die alte Siedlung vor dem Schloß als „Dorf Preußen, so vorm hausz gelegen", „uff Preuszen" oder unter der Bezeichnung „in der Preuszen Grenzen vor unserm hausze Ragnit". Den Namen Ragnit-Preußen hat es bis zur Vertreibung im Jahre 1944/45 gegeben. Auch die Erinnerung an das „Hachelwerk" lebte noch in dem Namen des Gutes Hagelsberg fort.

Die ursprüngliche Bedeutung, die dem Ordenshaus Ragnit zukam, ging im Jahre 1525 verloren, als Markgraf Albrecht von Brandenburg auf den Rat Luthers zur Reformation übertrat und das geistliche Ordensland Preußen in ein weltliches Herzogtum umwandelte. Damit war auch für die Ordensritter der Burg Ragnit die Zeit gekommen, aus dem Orden auszutreten.

Oft noch sollten die Mauern dieser Feste, die nun als Schloß bezeichnet wurde, im Verlauf der nächsten Jahrhunderte stumme Zeugen menschlicher Tragödien sein. Während der kriegerischen Auseinandersetzungen des Großen Kurfürsten mit Polen, 1656, retteten sich die Bewohner der noch kleinen Stadt vor den Tataren mit ihrer beweglichen Habe in das Schloß, weil der Ort in Flammen aufgegangen war. 1678/79 war es schwedisches Kriegsvolk, das Ort und Schloß Ragnit besetzte. Die zur Verteidigung des Schlosses bereitgestellten zwei Milizkompanien zogen kampflos ab. Der damalige Erzpriester in Ragnit, Hiob Lepner, beschreibt in einem Brief an den Großen Kurfürsten nicht nur die Belagerung des Schlosses und seine Verhandlungen mit dem schwedischen Obristen, sondern beklagt auch wiederholt die schlechte Kampfmoral der Truppe. Erst nach dem Sieg von General von Treffenfeld über die Schweden bei dem Dorf Splitter wurde Ragnit von den Schweden geräumt.

Aus dem Jahr 1684 stammt eine Beschreibung, die Aufschluß darüber gibt, wie Ort und Schloß Ragnit in jener Zeit beschaffen waren (Hartknoch): „Heutigen Tages ist es eines der besten Schlösser im Herzogtum Preußen, doch sind die alten Gemächer fast nicht zu gebrauchen, so daß man andere Gemächer im Schloß hat müssen anbauen, daß der Hauptmann seine bequeme Wohnung drinnen haben möchte. Dabei ist heutigen Tages ein großer volkreicher Flecken." Das zur Beschreibung gehörende Bild zeigt im Vordergrund das Schloß, zu dem am Strom der Weg von Tilsit führt. Südlich des Schlosses liegt ein großer Teich (Tränke?), um den herum zahlreiche kleine Häuser gebaut sind. Deutlich hebt sich im Hintergrund der die Häuserdächer Ragnits überragende Kirchturm ab.

Im Siebenjährigen Krieg senkte sich über die Stadt ein schweres Unheil: Am 24. September 1757 brannten Kosaken Ragnit fast vollständig nieder und verübten furchtbare Greueltaten unter der Bevölkerung. Zum vierten Mal wurde die Stadt dann 1807 von einer Feuersbrunst heimgesucht, die Ragnit fast völlig zerstörte. Im Jahre 1825 wurde das Schloß zu einer Strafanstalt umgebaut. Drei Jahre später brach darin ein Brand aus, der das Schloß zur Ruine machte. Über dieses Ereignis hat der damalige Pfarrer Malkwitz eine anschauliche Beschreibung hinterlassen. Zwar ist der Bericht unter dem ersten grausigen Eindruck geschrieben, später aber für den Druck durchgesehen worden. Er ist 1837 unter dem Titel „Skizze einiger Begebenheiten beim Brande des Ragnitschen Schlosses in der Nacht vom 2. zum 3. August 1828, so viel einmitthätiger Augenzeuge davon wahrgenommen" in den „Beiträgen zur Kunde Preußens" veröffentlicht worden.

Schloß wurde 1879 Amtsgericht

Nachdem das Bauwerk in seinen wesentlichen Teilen wiederhergestellt worden war, wurde wieder ein Gefängnis zur Verbüßung längerer Freiheitsstrafen in das Schloß gelegt. Das Ragniter Gefängnis war nun Zentralgefängnis für die Landgerichtsbezirke Memel und Tilsit. Gleichzeitig kam das Land- und Stadtgericht mit einem Direktor und sieben Richtern in das Schloß. Im Jahre 1849 erhielt es den Namen Kreisgericht; 1879 wurde es zum Amtsgericht umgewandelt.

Am 20. Juli 1842 weilte König Friedrich Wilhelm IV., von Tilsit nach Tussainen reisend, kurze Zeit in Ragnit. Bevor er sich die städtischen Honoratioren durch den damaligen Bürgermeister Radicke vorstellen ließ, „stiegen Allerhöchstdieselben aus, begaben sich eiligst auf das immer noch im Ausbau begriffene Schloß und erklärten sich sehr befriedigt durch die schöne Gegend."

Dem Landsturm diente es 1914 als sichere Unterkunft. Im selben Jahr wurde das Schloß durch russischen Artilleriebeschuß leicht beschädigt. Justitia und ihre Anbefohlenen sollten jdoch auch weiterhin ständige Gäste dieser alten Mauern sein.

Seit der Wirtschaftskrise in den zwanziger Jahren hatten die Arbeitskraft eines lebendigen Bürgertums und der Fleiß eines aufgeschlossenen Beamtentums der Stadt zu einem andauernden wirtschaftlichen Aufstieg verholfen. Doch das rüstige Schaffen sollte bald ein jähes Ende finden. Mit dem Jahr 1939 begann eine neue Periode stärkster politischer Erschütterungen sowie weltanschaulicher Kämpfe, deren Erdbebenstöße sich schnell über die ganze Erdoberfläche ausbreiteten und die Menschheit bis heute nicht zur Ruhe kommen ließen. Die Vorgänge des Zweiten Weltkriegs führten in ihrer Endphase zu einer furchtbaren Katastrophe und in ihren Auswirkungen auf Ragnit zum Untergang der Stadt und zur Vertreibung ihrer Bewohner.

Wir wissen, daß sich das Antlitz der Stadt Ragnit seitdem in vielfältiger Weise gewandelt hat. Das im Zweiten Weltkrieg zerstörte Ragniter Schloß ist heute nur teilweise erhalten. Es soll nach dem Willen der Sowjets nicht abgetragen werden. Wie dem aus dem Jahr 1972 stammenden Foto unschwer zu entnehmen ist, beweist es auch noch als Ruine, daß es zu den stärksten Festungen des Deutschen Ordens gehörte. Wenn das Ordenshaus Ragnit die Stürme der Zeit auch nicht ganz überstanden hat, so stellt es auch in dieser Form noch ein einprägsames Zeugnis ordenszeitlicher Baukunst dar und wird damit auch weiterhin verkünden, wer Ostpreußen einst zu einem deutschen Land gemacht hat.

Johanna Ambrosius

„In meiner Jugend weinte ich oft vor Sehnsucht und Heimweh nach Wissen."

Welcher Kummer liegt in diesen Worten von Johanna Ambrosius; wie muß das Gemüt des wißbegierigen Dorfmädchens bedrückt gewesen sein, weil die Armut der Eltern ihr den Weg zur Bildung versperrte! Johanna wurde am 3. August 1854 in dem kleinen Kirchdorf Lengwethen (Kreis Tilsit-Ragnit) als Tochter eines Handwerkers geboren. Die Eltern plagten sich redlich, um ihre sieben Kinder durchzubringen. Nur bis zu ihrem elften Jahre konnte sie die Schule besuchen, dann mußte das zarte Mädchen schwere Land- und Stallarbeit verrichten. Ihr Geist hungerte, aber er verkümmerte nicht. Zeitungen oder gar Bücher kosten Geld; für die arme Landbevölkerung waren sie zu jener Zeit zu teuer. Bis zu ihrem zwanzigsten Jahre hatte sie noch die Möglichkeit, die „Gartenlaube" zu lesen, aber dann versiegte für zwölf Jahre auch diese bescheidene geistige Anregung. Johanna heiratete im Alter von zwanzig Jahren einen fleißigen Bauernsohn, namens Voigt. Die jungen Eheleute rackerten sich auf dem kleinen Stück Land in Wersmeningken bei Lasdehnen, das sie ihr eigen nannten, ehrlich ab. Zwei Kinder kamen zur Welt, und die Sorgen um das tägliche Brot hörten nie auf.

So bleibt es erstaunlich, daß Johanna Ambrosius noch die Kraft und Zeit fand, neben ihrem mühseligen Tagewerk Gedichte zu schreiben. Ihre Schwester Martha sandte einige heimlich an Zeitschriften, und die Gedichte dieser stillen Bäuerin aus irgendeinem kleinen Nest im nordöstlichen Ostpreußen wurden tatsächlich gedruckt. Beachtung fand Johanna Ambrosius jedoch erst, als ein Professor aus der ungarischen Stadt Preßburg sich dieser Naturbegabung annahm und 1894 einen Band ihrer Gedichte herausgab. In kurzer Zeit erreichte das Buch 25 Auflagen. In Ostpreußen fanden die Gedichte schnell Eingang; recht volkstümlich wurde das Heimatlied:

„Sie sagen all', Du bist nicht schön,
Mein trautes Heimatland . . ."

Durch diese literarischen Erfolge verbesserten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Dichterin. Sie zog nach Königsberg zu ihrem Sohn, wo sie in Liebe umhegt wurde. Aus der Kenntnis ihres Lebens und des großen Sehnens schrieb sie einmal folgenden Satz:

„Arm sein ist schwer, krank sein ist schlimmer, und doch — was sind alle körperlichen Schmerzen gegen das, was eine gefesselte Seele erduldet."

Am 27. Februar 1939 ist Johanna Ambrosius in Königsberg gestorben.

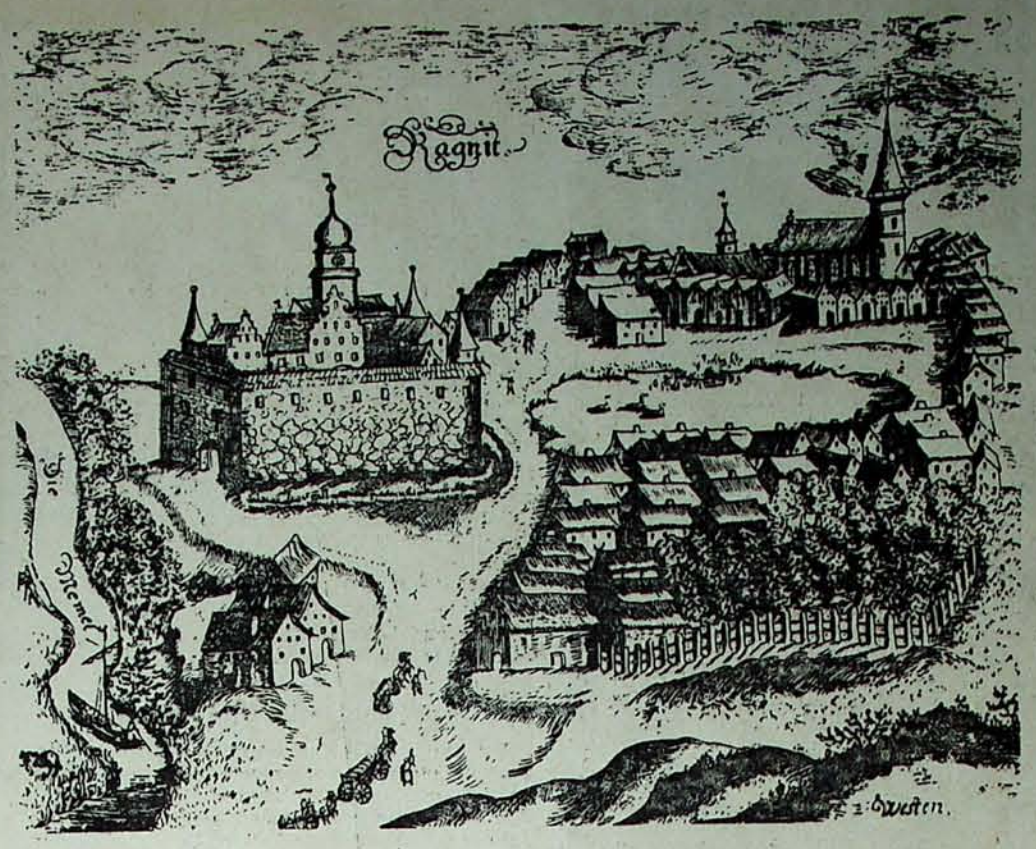
An der Scheschuppe

Von Johanna Ambrosius

Was rollt ihr Gesellen
Mit schaumiger Kron'?
Ihr rastlosen schnellen,
Eilt nur davon.
Ich sehe so gerne
Euch kommen und geh'n,
Ihr müßt in die Ferne
Nun wandern geh'n.

Hier möchtet ihr schlingen
Manch Röselein ein,
Im wilden Ringen
Mit moos'gem Gestein.
Doch wo es weiter
Nach Westen geht,
Das Ufer seichter
Voll Schilfe steht.

Da murmelt ihr leise
Im gelben Sand
Klagende Weise,
Von keinem gekannt.
Wie leises Sehnen
Zieht es durchs Ried, —
Ihr singt unter Tränen
Ein Freiheitslied.



Ragnit am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts

Links die Memel, auf einer Uferhöhe das Schloß, und nach rechts breitet sich das Kirchdorf aus. Ragnit war noch nicht Stadt, als dieser Kupferstich gestochen wurde. Er befindet sich in Christian Hartknochs Werk „Alt- und neues Preußen", das 1675 erschien. Ragnit wird als ein „großer volckreicher Flecken beschrieben, es wurde ein halbes Jahrhundert später, 1728, zur Stadt erhoben. — Das Bild kann keinen Anspruch auf Richtigkeit der Darstellung erheben, aber in den Hauptzügen hat der Zeichner die Lage doch beachtet. Die Fuhrwerke (vorne links im Bilde) kommen von Tilsit her; der Mühlenteich müßte etwas mehr im Vordergrund liegen. Ein Pallisadenzaun läuft schützend um den Ort

„. . . erster Ton, den ich gelallet . . ."

Im Schenkendorfschen Garten zu Neu-Lenkowischken

Der in der Geschichte seltene Vorgang, daß die britische Krone einer Frau auf das Haupt gesetzt wurde, veranlaßte nicht nur die englischen Zeitungen ausführliche Erinnerungsberichte über die Vorgängerinnen der heutigen Königin Elisabeth II. zu bringen. Man wies auf die lange glanzvolle Regierungszeit der „alten Queen" hin, wie die Engländer die Königin Viktoria, die Großmutter des letzten deutschen Kaisers Wilhelm II., heute noch nennen. Königin Viktoria lebte in glücklicher Ehe mit dem Prinzgemahl Albert von Sachsen-Coburg. Als er in vollem Mannesalter starb, konnte die Königin diesen Schlag nicht überwinden. Jeden Abend mußte der Kammerdiener die für die Repräsentationspflichten des kommenden Tages passenden Uniformen des Prinzgemahls bürsten und auf einen Stuhl im Schlafzimmer bereit legen. Mit diesem Mittel erhielt sich die pietätvolle Königin die Illusion, als ob Albert noch am Leben sei.

Dieser Jahrzehnte hindurch geübte Brauch — Königin Viktoria wurde 82 Jahre alt — wird manchem wunderlich erscheinen. Ein ähnliches Verhalten wird auch von der Mutter Max von Schenkendorfs berichtet.

Der Dichter Max von Schenkendorf (1783 bis 1817) wurde in Tilsit geboren, wuchs aber auf dem Gute Neu-Lenkowischken im Kreise Tilsit-Ragnit auf, das seinen Eltern gehörte. Das Gutshaus stand noch zu unserer Zeit; es war aber erweitert und umgebaut worden. Vor hundertundfünfzig Jahren trug es das landesübliche Strohdach. In die Wände des besten Zimmers waren hunderte von Muscheln als Zier eingegipst. Die Bezeichnung für den in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gepflegten Stil „Rokoko" stammt ja von dem französischen Wort „Rocaille" = Muschel, her. Auch in anderen Innenräumen innerhalb Ostpreußens wurden Muscheln zu Wanddekorationen verwandt, zum Beispiel im Zoschkenschen Stift in Königsberg.

Mit inniger Liebe war Max von Schenkendorf seiner Mutter zugetan. In seinem Gedicht „Muttersprache, Mutterlaut", in das die Reimzeile „. . . . ersten Ton, den ich gelallet . . ." gefügt ist, wird die Mutter als die große Geberin gewürdigt; Sprache und Leben verschmelzen miteinander. Die Mutter des Dichters war eine mildherzige Frau, die vielen Menschen Gutes erwiesen hat. Der frühzeitige, unerwartete Tod des Sohnes, der im Alter von 34 Jahren starb, traf sie schwer. Sie wollte das schreckliche Geschehen nicht wahr haben; immer glaubte sie, daß die Gestalt des Sohnes sie auch ferner begleite.

An schönen Sommertagen bereitete sie ein besonderes Mahl mit den Lieblingsspeisen des Verstorbenen und deckte festlich den Tisch. Sie sandte dann ihr Hausmädchen in die Eisbeerlaube im Garten, in der Max gern mit einem Buche geweilt hatte. Das Mädchen sollte den säumigen Sohn zum Essen rufen.

Viele Frauen, die durch den Krieg und die Greuel der Vertreibung ihren Mann oder Sohn verloren haben, werden eher Verständnis für das Verhalten der Mutter Schenkendorfs finden, als die vom Schicksal weniger hart berührten. Sie suchte nach einem Trost in ihrem tiefen Leid, und sie fand ihn in der Erinnerung an die Tage, als sie noch für den Sohn sorgen konnte.

Auf einer Insel inmitten des von Bäumen und Sträuchern umsäumten Gutsteiches fand die Mutter Schenkendorfs ihre letzte Ruhestätte. Sie hatte einem Sohn das Leben gegeben, der als erster das Kulturgewissen der Nation gegen die fortschreitende Zerstörung der Marienburg aufrüttelte (1803) und der der Sänger der Freiheit werden sollte. Seine dichterische Kraft schöpfte aus einem reinen, religiösen Gefühl, eines Erbes von der Mutter her. Sein Vater, ein alter friderizianischer Offizier, hatte ihm den Pflichtgedanken vererbt und die Tapferkeit seiner Ge-

Muttersprache

Von Max von Schenkendorf

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen,
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
Steig' empor aus tiefen Grüften
Längst verscholl'nes altes Lied,
Leb' aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Die schnurrende Retterin

In der Gegend von Dundeln verstand sich ein Bauer auf die Kunst des Besprechens; er heilte kranke Kühe und Pferde. Seltsam war, daß er sein geheimnisvolles Tun nur des Nachts ausübte und hierbei die Anwesenheit anderer nicht duldete; nur seine schwarze Katze durfte bei ihm sein.

Da er etwas flott in den Tag hineinlebte, geriet er in Schulden, und die Gläubiger drohten, ihm seinen Hof wegzunehmen. Pohlent — so soll der Mann geheißen haben — suchte verzweifelt nach einem Ausweg, und da er keinen anderen fand, rief er schließlich den Teufel an. Der Gehörnte bestellte ihn in den Wald an den großen Stein und versprach, einen Beutel voll Dukaten mitzubringen. Pohlent war pünktlich zur Stelle; seine Katze begleitete ihn.

Die Katze sprang auf die Schulter des

Der Teufel schlug ihm sogleich vor, seine Seele einzuhandeln. Aber Pohlent zögerte, und er bat um eine Frist zum Ueberlegen. Damit dem Teufel die Zeit jedoch nicht langweilig würde, schlug er ihm ein Spielchen vor. Darauf ging dieser gerne ein, denn er hoffte, daß Pohlent den letzten Groschen in der Tasche verspielen würde und dann eher geneigt sein würde, in das Geschäft einzuwilligen.

Als die Karten gemischt und verteilt wurden, sprang die Katze auf die Schulter des Teufels und rieb sich mit einschmeichlerischem Schnurren an seiner borstigen Wange. Pohlent blickte nun verstohlen in die Augen der Katze, die sich vornübergebeugt hatte und sah in ihnen, wie in einem Spiegel, die Karten seines unheimlichen Partners. Und so geschah es, daß er jede Partie gewann.

Zunächst dachte der Teufel: „Laß den Dummkopf nur gewinnen; später verliert er doch seinen letzten Dittchen und seine Seele dazu." Aber der Dummkopf war er selber, denn Pohlent zählte insgeheim die Summe, und als sie zur Begleichung seiner Schulden ausreichte, hörte er mit dem Spiel auf.

Voller Aerger, daß er um eine Menschenseele geprellt war, ließ der Teufel einen fürchterlichen Gestank von sich und schlug wütend mit dem Kartenspiel auf den großen Stein, auf dem fortan der Abdruck der Teufelsfaust sichtbar blieb. Dann trampelte er zornig mit seinem Pferdefuß, gab nochmals einen Gestank von sich und verschwand.

Pohlent ging, seine Pfeife schmauchend, fröhlich heim und trug auf seinen Schultern die

Kleinbäuerlicher Besitz vorherrschend

Im Kreise Tilsit-Ragnit herrschte der kleinbäuerliche Betrieb vor. Zwar hatten sich die Verhältnisse zwischen dem Jahre 1925, in dem eine Besitzverteilung amtlich festgestellt wurde, und 1939 etwas verändert, doch gibt jene Aufstellung einen gewissen Anhalt. Die kleinbäuerlichen Betriebe bis zu 10 Hektar machten 66,2 v. H. der insgesamt 5600 landwirtschaftlichen Betriebe aus, 26,4 v. H. fielen auf die Betriebe von 10 bis 40 Hektar, und nur 2,4 v. H. hatten eine Größe über 100 Hektar.

Am fruchtbarsten ist der Boden an der Arge, der Tilßele und an der Memel von Unter-Eisseln bis Tilsit. Schwerer Lehm ist auf dem Höhengelände bei Kraupischken und Lengwethen zu finden. Im Grenzgebiet der Memel, bei Sandlauken und strichweise an der Scheschuppe herrscht leichterer Boden vor. Niederungsland breitet sich um Pokraken aus.

Zeittafel von Ragnit

1289 Errichtung der ersten Burg.
1397—1409 Aufbau des festen Hauses.
1722 Stadtrechte durch König Friedrich Wilhelm I. Erweiterung der Stadt nach Plänen Schultheiß' von Unfriedt.
1757 Ragnit wird im Siebenjährigen Kriege von den Russen völlig zerstört. Metzeleien unter der Bevölkerung.
1771 Bau der Kirche.
1807 Großer Stadtbrand.
1875 Präparandenanstalt; 1882 Lehrerseminar.
1892 Bahnanschluß nach Tilsit; 1894 nach Pillkallen, später Kleinbahn nach Kraupischken-Insterburg.
1901 Einrichtung der bäuerlichen Werkschule.

Silberne Stadt

Das Wappen der Stadt Ragnit stammt aus dem Jahre der Stadtgründung und zeigt in Blau auf grünem Boden über Wasser eine silberne Stadtansicht. Ueber der Stadt fliegt der preußische Adler und über dem Adler leuchtet ein Gottesauge. Um das Wappen läuft eine Inschrift „SUB EIS TUTA RAGNETA 1722". Diese Inschrift bedeutet dem Sinne nach: „Unter solchem Schutze ist Ragnit sicher."

Bedenken gegen Ragnits Stadterhebung

Die im Kreise Tilsit-Ragnit gelegenen Gemeinden Lesgewangen (Lesgewangminnen) und Moulienen sind zu Ehren von zwei Männern benannt worden, die bei der Besiedlung des Landes nach den Pestjahren an führender Stelle wirkten. Der Geheime Kriegsrat von Lesgewang hatte Bedenken, als König Friedrich Wilhelm I. Ragnit das Stadtrecht verleihen wollte. Ragnit sei zu arm, um die Kosten einer Stadtverwaltung zu tragen. Nur 14 Einwohner hätten Grundbesitz, insgesamt 64 Hufen und ein paar Morgen. Eine einzige Straße, von der eine Quergasse zu der baufälligen Kirche abböge, liefe durch die Ortschaft. Die Handwerker könnten nicht leben, nicht sterben. Die Bevölkerung der Umgegend kaufe ja doch alles in dem zehn Kilometer entfernten Tilsit. Kurz — es lohne sich nicht, daß der König sein gutes Geld verschwende.

Der König dachte anders. Ueber hundertzwanzig neue Häuser sollten gebaut und zu jedem ein Garten von einem Morgen Land angelegt werden. Der Forstverwaltung, die Einspruch gegen das Niederschlagen des notwendigen Bauholzes erhob sandte er einen seiner recht deutlich gehaltenen Briefe. Holz und Ziegel wurden eiligst herangeschafft.

Am 4. August 1732 war Friedrich Wilhelm I. in Ragnit; er sah sich alles an, was inzwischen getan worden war. Das begonnene Werk mußte zu Ende geführt werden, auch die siebenhundert Bauernfamilien sollten seßhaft gemacht werden, denen er die umliegenden wüsten Ländereien zugedacht hatte. Ein Mann mit Pflichttreue und Arbeitseifer sollte in Ragnit bleiben, um den Fortgang der Arbeiten zu beaufsichtigen und zu beschleunigen. Für diese Aufgabe bestimmte der Monarch den Oberstleutnant du Moulin, von ihm erhielt Moulienen seinen Namen.

Die Ragniter Zellstoff-Fabrik

Fünfundsiebzig Meter hoch ragte die Esse der Zellstoff-Fabrik von Ragnit. Das große Werk gehörte zum Waldhof-Konzern; es gab etwa 1000 Arbeitern Beschäftigung. In den dreißiger Jahren wurden täglich viertausend Zentner Zellstoff, sechshundert Zentner Papier und achttausend Liter Spiritus erzeugt, jährlich wurden eine Viertelmillion Festmeter Holz verarbeitet. Dreihundert Einwohner der Stadt fanden ihr Brot in der Sperrplattenfabrik von L. Brünning & Sohn A.G. Den wirtschaftlichen Aufschwung Ragnits zeigte die Verdopplung der Einwohnerschaft, die innerhalb von zwanzig Jahren auf rund zehntausend Seelen stieg.

Der Holzbearbeitung dienten mehrere Sägewerke im Kreise; sehr leistungsfähig waren die Trappöner und Karlsberger. In Budwethen, Moulienen, Juckstein, Klapaten, Trappönen und Bendiglauken arbeiteten Ziegeleien, und die beiden großen Baugeschäfte in Ragnit hatten gute Aufträge. Beachtliches leisteten die Genossenschaftsmolkereien, besonders die Rautenberger, die über eine mustergültige Anlage verfügte.

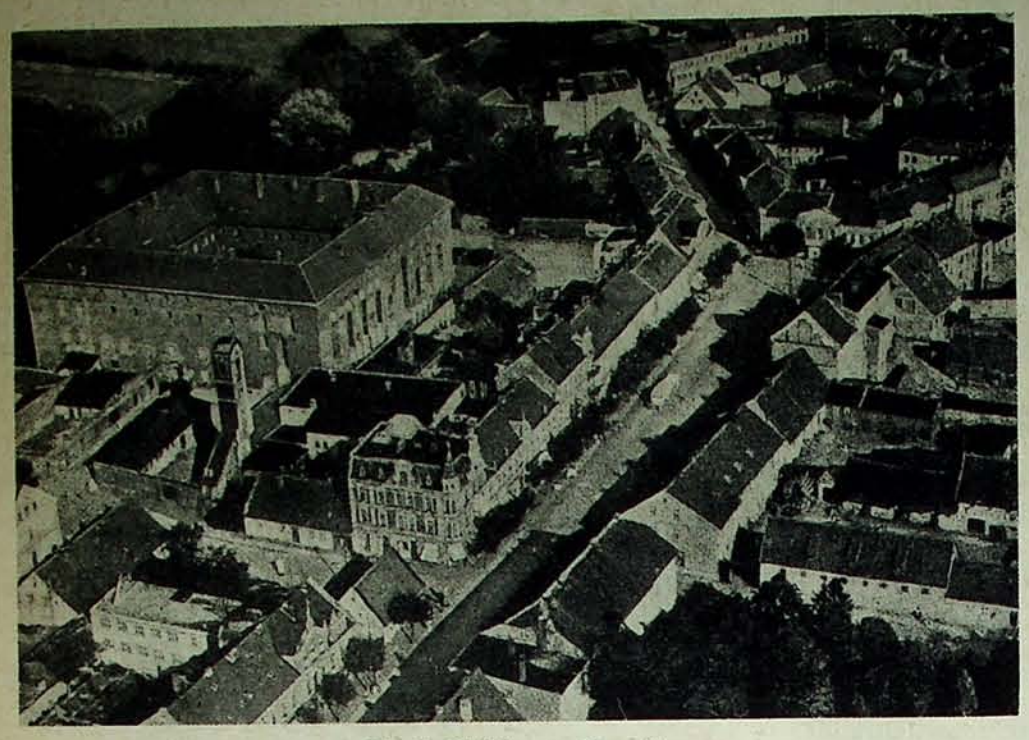
Füllenschauen in Budwethen

Westlich Ragnit lagen die roten Gebäude des Remonteamts Neuhof-Ragnit. Hier wurden für die Wehrmacht angekaufte Remonten gepflegt und auf ihre Verwendung bei der Truppe vorbereitet. Viele ostpreußische Pferde sind von Neuhof aus in Garnisonen in der Mitte und im Westen Deutschlands abgegeben worden.

Die etwas wellige Gegend zwischen Memel und Inster eignete sich gut zur Pferdezucht. Auf den Füllenschauen — die meist in Budwethen, Szillen oder Tilsit stattfanden — wurde der Nachwuchs gemustert. Hervorragende Leistungen hatte das Gestüt

Landeshüterin an der Memel

Nach der Marienburg das festeste Ordenshaus



Ein Luftbild von Ragnit

Das Bild wird beherrscht von dem wuchtigen Block der Burg. Vor ihrer Front ragt der „Saygerturm" (Uhrturm) wie eine Nadel hoch

„. . . Und kam mit den gefahren
Zu Schiff in Schalauer Land
Das der Memmeln den Strand
Zu beiden Seiten benannt . . ."
(Aus der Ordenschronik)

Im Frühling des Jahres 1277 fuhr von Labiau aus ein Schwarm von Booten die Deime hinab in das Kurische Haff. Einige hundert Männer, wohl an tausend, waren in den Schiffen. Sie hatten die langen Mäntel mit dem schwarzen Kreuz abgelegt, die eisernen Kettenhemden verstaut und die scharfen Schwerter griffbereit an die Bordwände der Kähne gestellt. Mit forschenden Blicken spähten sie nach dem ihnen unbekannten Ostufer des Haffs und merkten sich alle Flußeinmündungen und Hügel am Gestade. Sie steuerten dann mit mutvoller Erwartung in die Gilge: ein ritterliches Abenteuer begann.

Diese Segelfahrt war die folgenreichste, die je vom Kurischen Haff aus unternommen wurde. Dietrich, der Vogt von Samland, schickte sich mit seiner Schar von Brüdern und Kreuzfahrern an, das Kreuz in dem Prußen-Gau Schalauen aufzurichten und die dort wohnenden Menschen zum Christentum zu bekehren. Ritter und Reisige waren von ihrer Aufgabe zu innerlichst durchdrungen, denn Gott wollte sie. Dem Teufel sollte wieder ein Stück seiner Herrschaft auf Erden entrissen werden, denn niemand anders als er regierte nach der Auffassung des mittelalterlichen Abendlandes die noch heidnische Welt.

Etwa fünfzehn Kilometer unterhalb des Memeldurchbruchs bei Ober-Eißeln hatten die Schalauer ihre stärkste Feste auf einem Hügel am Strom. Sie nannten diese Stätte Ragaine. Man vermutet ihre einstige Lage auf dem späteren Schloßberg von Ragnit. „Ragana", „Raganita" und andere Bezeichnungen, die in alten Urkunden auftauchen, haben alle den gleichen Ursprung.

Die kleine Schar der christlichen Streiter nahm die Feste Ragaine in hartem Kampf, denn die Schalauer waren zähe Gegner, die sich nicht so leicht ergaben. Um das Land zu sichern, und den Schalauern, die sich hatten taufen lassen, Schutz gewähren zu können, ließ Landesmeister Meinhardt von Querfurt 1289 „auf einem Berg über der Memel zum Lobe und zur Ehre Gottes" die Burg Landeshute aufrichten, die aber schon sieben Jahre später „von dem benachbarten Fluß allgemein Raganita genannt wurde." Forscher wollen den Namen auch von dem litauischen Wort „Ragana" (= Hexe) ableiten und erklären, daß sich zu heidnischer Zeit auf dem Berg eine Kultstätte der Schalauer befunden habe. Heidnische Priesterinnen und Hexen waren das gleiche in der Vorstellung der Ritter.

Die Burg Ragnit, wie wir sie jetzt nennen wollen, war zunächst nur ein behelfsmäßiger Verhau aus Holz und Steinen; sie wurde mehrfach bei Aufständen und Litauer-Einfällen zerstört. Ihr vierter Aufbau erfolgte in Stein in den Jahren 1397 bis 1409. Die neue Burg wurde die stärkste nach der Marienburg im Ordensland. Die Aufzeichnungen über ihre Baugeschichte blieben erhalten und sind eine ergiebige Quelle für die Kenntnis des damaligen Bauwesens.

Mit Sorge sahen die Gebietiger des Ordens nach Nordosten, als sich Litauer und Polen politisch einander näherten. Ein Bund gegen den Orden war vorauszusehen. Daher errichteten die Ritter ein großzügiges Burgensystem in der Landschaft beiderseits der Memel. Die Hauptburg war Ragnit. Sie wurde ein bedeutender Waffenplatz und die Versorgungsbasis bei den Litauerfahrten des Ordens. Ihre Grundfläche war ein Quadrat von sechzig Metern: der geräumige Hof nahm tausend Quadratmeter ein; recht ausgedehnt war auch die Vorburg. Die drei Meter dicke Mauer konnte einen anrennenden Feind schon lange Zeit abhalten.

Von der Vorburg stand in unseren Tagen noch der Uhrturm, der schlanke „Saygerthurm". Bis auf einige Veränderungen, zumal im Dach, bewahrte die Hauptburg ihre alte Struktur. 1829 nahm sie das Kreisgericht auf; sie wurde auch als Gefängnis benutzt. Im Grundbuchraum entdeckte man im Anfang dieses Jahrhunderts Wandmalereien, die Wappen von Hochmeistern und Komturen darstellten, die in Ragnit residiert hatten. Hennig Schindekop, der Held von Rudau, war einer von ihnen.

Da von der Burg, als Hauptetappe bei Kriegszügen an der Memel, der Verpflegungsnachschub erfolgen mußte, wurde in ihrer Nähe ein „Viehhof" angelegt. So entstand das spätere Ragnit-Neuhof, das uns als Remonte-Amt bekannt ist.

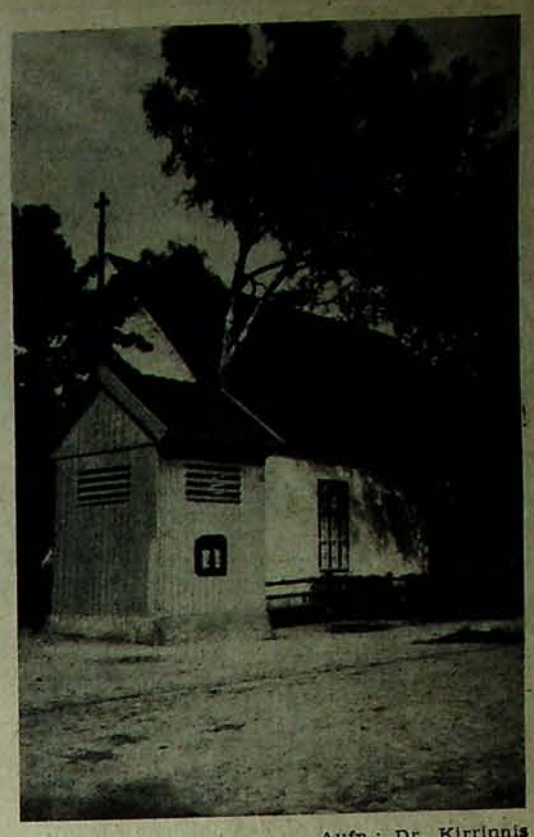
Die hohe Burg mit dem neben ihr stehenden zierlichen Uhrturm wurde zum Wahrzeichen Ragnits und beherrschte die Stadt. Ihr Bild hat sich fest in die Herzen der Ragniter eingeprägt.

Jagdmahl beim Breitenstein

Ein Imbiß im Freien ist ganz nach dem Herzen der Jäger. Im später gerodeten Waldgebiet an der unteren Inster fanden sie sogar einen von der Natur geschaffenen Tisch, an dem die Jahrtausende gehobelt hatten. Es war dies der abgeplattete große Findling, nach dem das Gut Breitenstein, dessen Name auf den Ort Kraupischken überging, genannt wurde. Schwere Granitblöcke, die das Eis vom hohen Norden nach Ostpreußen getragen hatte, fand man an vielen Stellen im Kreise Tilsit-Ragnit. Einige wurden in den Dörfern als Ehrenmale für die gefallenen Krieger aufgestellt.

Der Findling bei Breitenstein wich in seinem Aussehen völlig von den anderen ab; er hatte die Form einer viereckigen Steinplatte. Auf ihn stellte man nach anstrengender Jagd auf Auerochsen und Bären die Schüsseln und Teller und die Pokale; Hochmeister und Herzöge haben hier offene Tafel mit ihren Waidgenossen gehalten.

Reich an Steinen war auch die Gemarkung von Dundeln. Im Dundler Wald liegt ziemlich versteckt ein gewaltiger erratischer Block, der vier Vertiefungen aufweist. Es sollen die Abdrücke der vier Fingerknöchel einer geballten Riesenfaust sein, so behauptet es die Sage.



Aufn.: Dr. Kirrinnis

Die älteste Salzburger Kirche

Diese Kirche in Lengwethen (Hohensalzburg) im Kreis Tilsit-Ragnit war die älteste der Salzburger in Ostpreußen. Sie wurde 1735 erbaut. Ein abseits stehendes Glockenhaus (vorne im Bilde) ersetzte den fehlenden Turm. Die durch getriebenes Rankenwerk verzierte messingene Taufschale der Gemeinde hatten die Salzburger aus ihrer alten Heimat mitgebracht.

Der neugebildete Kreis

58 000 Menschen auf 1 100 Quadratkilometern

Durch das Diktat von Versailles wurden die nördlich der Memel gelegenen Teile der Landkreise Tilsit und Ragnit aus dem Verband der Provinz Ostpreußen herausgetrennt. Der Kreis Ragnit verlor 267 Quadratkilometer mit vierzig Ortschaften und 8800 Einwohnern, der Landkreis Tilsit büßte 647 Quadratkilometer mit 160 Gemeinden und 33 645 Einwohnern ein. Durch diese Verluste waren die beiden Restkreise jeder für sich nicht mehr existenzfähig; sie wurden daher unter dem Namen Landkreis Tilsit-Ragnit zu einem Verwaltungsbezirk vereinigt.

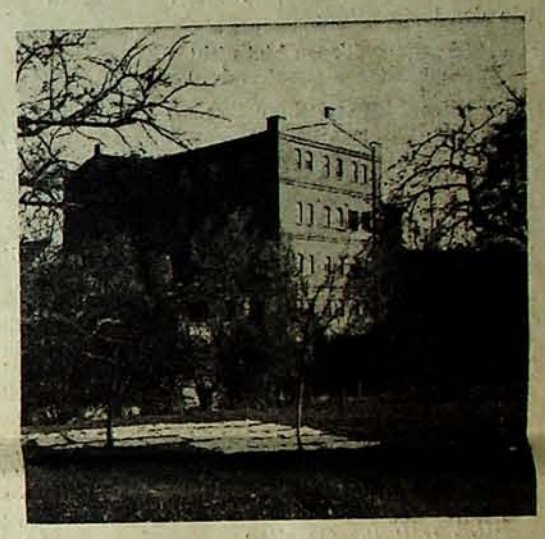
Der neu gebildete Kreis hatte nach Ausgleichungen mit den Nachbarkreisen eine Fläche von 1100 Quadratkilometern, auf der in den zwanziger Jahren annähernd 58 000 Menschen wohnten. Die Kreisverwaltung befand sich in Tilsit. Die einzige Stadt im Landkreis war Ragnit mit 10 094 Einwohnern im Jahre 1939. Ueber tausend Einwohner hatten die Orte Schillen (Szillen) mit 1942, Breitenstein (Kraupischken) mit 1263 und Trappen (Trappönen) mit 1005 Seelen.

Die Trappöner Forst

Von den 120 Quadratkilometern Wald im Kreise Tilsit-Ragnit fielen auf den zum Kreisgebiet gehörenden Teil der Trappöner Forst etwa 88 Quadratkilometer. Rund 11 v. H. der Bodenfläche im Kreis waren vom Walde bestanden.

Die Forstämter Trappönen (Trappen) und Neu-Lubönen (Memelwalde) teilten sich in die Trappöner Forst, die sich in einer Länge von fünfundzwanzig Kilometern südlich der Memel von der litauischen Grenze bis zur Scheschuppe hinzog und auch in den Kreis Pillkallen hineinragte. Vom Feuerwachturm am Nordostrand der Luböner Forst hatte man den besten Blick auf den weiten Wald. Durch das Aussetzen von Hirschen und Tieren aus Rominten erhielt das dort lebende Rotwild eine frische Blutzufuhr. Auf hundertundsiebzig Stück wurde der Bestand in beiden Oberförstereien während der zwanziger Jahre geschätzt.

Die im Westen gelegene Padrojer Forst mit den Förstereien Grüneberg und Hirschberg bildete mit ihren über zwölf Quadratkilometern Bodenfläche ebenfalls ein stattliches Waldgebiet. Auf dem lehmhaltigen Boden wuchs zumal die Rotfichte Gut. Nicht viel geringer an Fläche war die Schilleningker Forst, die sich seit dem Jahre 1810 im Besitz der Familie Reimer befand. Ueber 10,85 Quadratkilometer, rund viertausenddreihundert Morgen, dehnte sie sich aus. An diese Forst schlossen sich der Tilsiter Stadtwald und die Staatsforst Schnecken an. In der Schilleningker Forst wurde auf Damwild gehegt. An dem schilfumwachsenen Waldsee brütete der Kranich, auch der schwarze Storch wurde hier beobachtet. Kleinere Waldstücke waren über den ganzen Kreis verstreut.



Schloßmühle Ragnit

1932 gab es außer den dreißig Mahlmühlen noch 29 Windmühlen im Kreis Tilsit-Ragnit

Ragana gähnt

Nächst dem Zehlaubruch (etwa 2360 Hektar) ist die Kacksche Balis (1926 Hektar) das ausgedehnteste Hochmoor in Ostpreußen. Die Kreisgrenze zwischen Tilsit—Ragnit und Pillkallen führt mitten durch das Moor, das in seinem nördlichen Teil auch Torfmoor Königshuld genannt wird. Friedrich der Große ordnete die ersten Kultivierungsarbeiten an, daher erklärt sich dieser Name; es gibt auch zwei Ortschaften Königshuld am Moor.

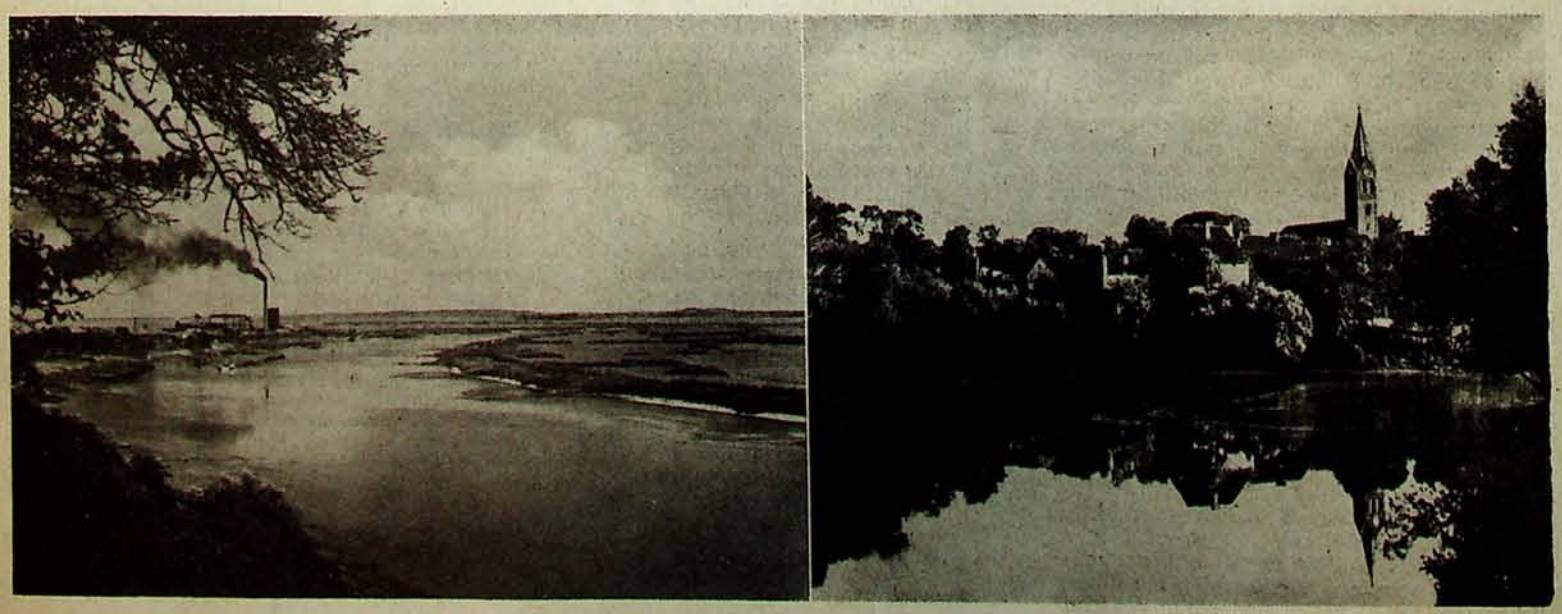
Im Gegensatz zum Flachmoor erhebt sich das Hochmoor, von den Rändern her allmählich ansteigend, nach Regentagen in seiner Mitte. Bei trockener Witterung sackt es wieder zusammen. Bis zu zwei Metern kann dieser Höhenunterschied betragen. Mitunter sind die Häuser von Ortschaften am jenseitigen Rand gut erkennbar; ein andermal versperrt die Wölbung in der Moormitte die Sicht.

Ueber die Ursache dieses seltsamen Vorgangs hatten die Anwohner in früheren Jahrhunderten eine Erklärung bereit: die Zauberin Ragana (das litauische Wort für Hexe) gähne! Das Riesenweib schlummere nämlich unter dem Moore. Ab und zu erwache sie aus dem Schlaf und gähne dann herzhaft — sehr herzhaft, denn ihr Kopf dehne sich merklich; die ganze Moordecke hebe er in der Mitte hoch. Bald aber schnarche sie weiter, und dann sei das Moor auch wieder glatt.

Tückische Geister hausten in der „Bedugnis" (bedeutet „ohne Grund"). Herde und Hirte sollen schon in einer Bedugnis versunken sein. Es war auch gescheit, sich vorzusehen, denn obwohl die Torfdecke der Kacksche Balis ziemlich dick ist, durfte man sie nur mit Vorsicht betreten. (Bohrungen von Dr. Ziegenspeck ergaben im Jahre 1929 an drei Stellen: I. 0,5—1 Meter Moorerde dann Kies; II. 2—3 Meter Wasser; III. 2,5—3 Meter Moorschicht.)

Mennoniten in Pokraken

Die Namen Mertins, Janz, Ewert, Rosenfeld deuten auf mennonitische Herkunft. Die „Gemeinschaft der Taufgesinnten" entstand 1524 in Zürich und nannte sich nach Menno Simon (1492—1559) Mennoniten. Ihre Mitglieder verwarfen die Kindertaufe, den Eid und die Ausübung des Militärdienstes. Als sie aus der Schweiz ausgewiesen wurden, zogen sie nach Holland und Ostfriesland. Von hier aus kamen sie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in die Memelniederung. Das ihnen zugewiesene Land schützten sie durch Deiche. Sie betrieben Vieh- und Pferdezucht, insbesondere bereiteten sie einen vorzüglichen Käse. Auf das Recht der Kriegsdienstverweigerung verzichteten sie im Jahre 1870; sie haben seitdem ihre Pflicht als Soldat wie alle anderen Staatsbürger erfüllt. Ein Mittelpunkt der mennonitischen Siedlung im Kreise Tilsit-Ragnit war Pokraken; hier und in der Umgegend gab es viele vorzüglich bewirtschaftete Höfe, die Mennoniten gehörten.



Zwei charakteristische Eindrücke von Ragnit geben diese beiden Bilder wieder. Links: An der hier annähernd zweihundert Meter breiten Memel versinnbildlicht der hohe Schornstein der Ragniter Zellstoffabrik die aufstrebende Stadt. Rechts: Eine wohltuende Stille liegt über der Innenstadt von Ragnit. Zwischen den Büschen und den Bäumen am Mühlenteich lugen rote Dächer hervor. Die alles überragende Pfarrkirche stammt aus dem Jahre 1772.

284

Ragnit/Ostpreußen
(russ. Neman)

SP 2798 a Kapsel 1121

Ansicht, Festung und Stadt an der Memel

Beschriftung: Ragnit Die Memel Westen

Herausgeber: Hartknoch, Christoph
(1644 Jablonka – 1687 Thorn)

Radierung, Kupferstich
Maße:
Platte 130 x 165 mm
Blatt 144 x 180 mm
Datierung (1684)

aus: Hartknoch, Christoph "Alt- und Neues Preussen..." S. 409

Fauser 11 406

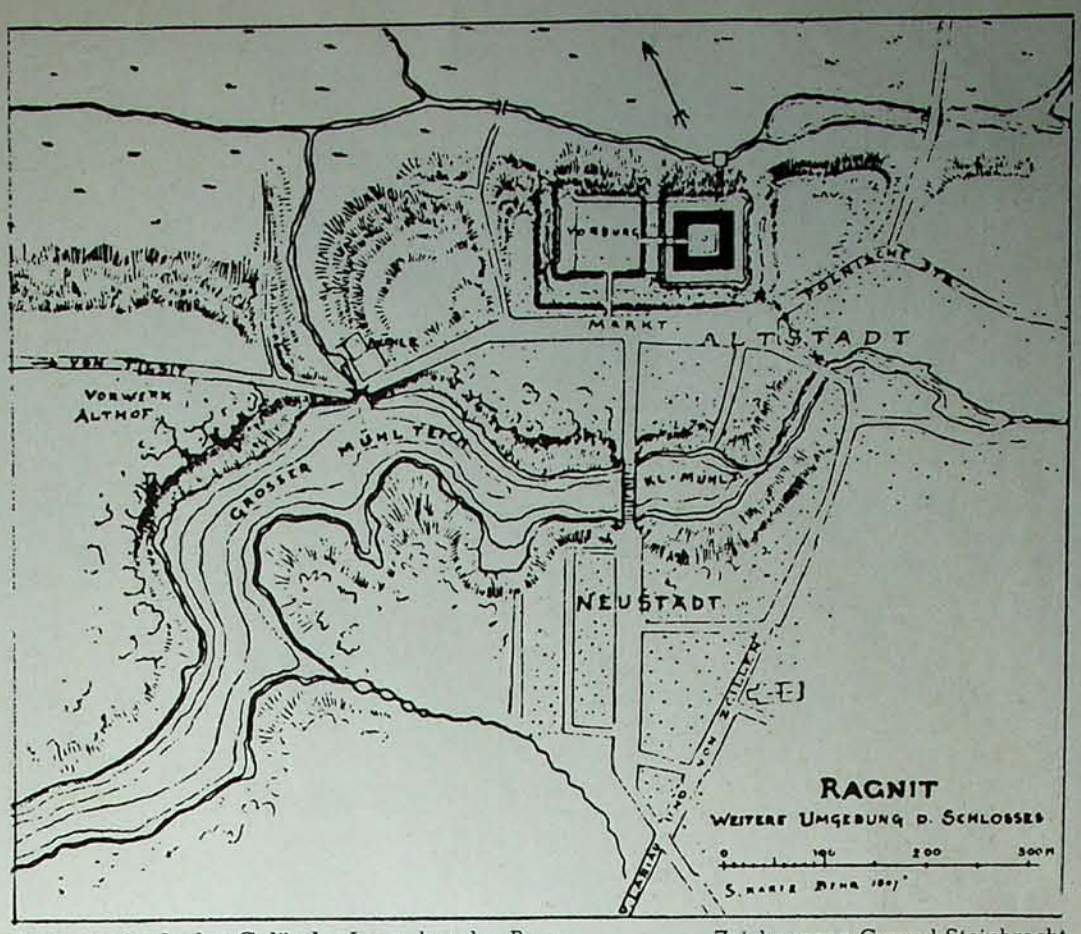
Keyser 1260

Burgen in Ostpreußen (28):

Ragnit

Die Wehrbauten des Deutschen Ordens einst und jetzt

VON FRIEDRICH BORCHERT



Strategisch ideales Gelände: Lageplan der Burg — Zeichnungen Conrad Steinbrecht

Wappen von Ragnit

Es liegt nun wohl fast achthundert Jahre zurück, als die Russen in das altpreußische Land einfielen und die Schalauerburg Raganita neun Jahre lang erfolglos belagerten. Eine alte Volkssage berichtet davon, und auch Peter von Dusburg hat diese Begebenheit in seine Chronik von 1320 übernommen. Die Einschließung soll so dicht gewesen sein, daß „keine Maus" heraus oder herein konnte. Als die Belagerten nach Jahren nicht aufgaben, fragten die Russen, wovon die denn die lange Zeit gelebt hätten. Sie erhielten zur Antwort, daß in der Burg ein Teich sei, der so fischreich wäre, daß sie sich alle davon hätten ernähren können. Daraufhin hoben die Russen die Belagerung auf und zogen unverrichteter Dinge ab.

Auch die Tataren konnten die Burg bei ihren Raubzügen im Jahre 1656 nicht erobern; sie brannten jedoch den Marktflecken nieder. Erst im Siebenjährigen Krieg gelang es den Russen

Kosaken brannten Stadt nieder

1757 erstmals, die Burg Ragnit einzunehmen. Ihre Kosakenhorden brannten die Stadt nieder und verübten an der Bevölkerung schlimme Greueltaten.

Im Ersten Weltkrieg flutete bereits 1914 die „russische Dampfwalze" für kurze Zeit über die Memel tief ins ostpreußische Land, bis General Paul von Hindenburg sie in den drei großen Feldschlachten von Tannenberg und an den Masurischen Seen zurückwarf. Ragnit und große Teile Ostpreußens litten sehr unter den Grausamkeiten und Zerstörungen, die die fremden Truppen begingen. 350 000 Einwohner flohen, 1500 Zivilpersonen wurden umgebracht und von den 14 000 Verschleppten kamen 4000 nicht zurück.

Unvergleichbar war dagegen, was am Ende des Zweiten Weltkriegs geschah, als die Sowjets am 19. Januar 1945 Ragnit eroberten und ganz Ostdeutschland mit beispielloser Grausamkeit überrollten. Hunderttausende wurden gequält, geschändet und ermordet. Der panslawistische Traum vom Vorstoß nach Westen erfüllte sich in einer unvorstellbaren Apokalypse.

Die alte Ordensburg Ragnit hat auch diese Katastrophe überlebt. Wie zum Hohn gegen die fremden Eindringlinge stehen die starken, sechshundert Jahre alten Mauern noch heute am Hochufer des Memel-Stroms. Aufnahmen aus dem Jahr 1973 zeigen den Südflügel, dessen Mauern mit den vier hohen Kapellenfenstern bis zum Wehrgang erhalten blieben. Auf

Am Hochufer der Memel

den schartigen Mauerkronen wachsen Büsche und Gras, aber die mächtige Ordensarchitektur strahlt noch immer Kraft und Stärke aus.

Vor über siebenhundert Jahren wurde das Land an der Memel vom Deutschen Orden gewonnen und besiedelt. Nach der Eroberung und Befriedung des Samlands drangen die Deutschen weiter nach Nordosten vor, um eine Landverbindung zum livländischen Ordenszweig herzustellen und um die Grenze gegen die aggressiven Litauer zu sichern. Um 1277 fuhr ein Ordensaufgebot die Memel stromauf und eroberte die Schalauerburg Raganita. Auf dem gegenüberliegenden Ufer wurde die Burg Ramige zerstört.

Nach Unterwerfung der Schalauer bauten die Ordensritter unter Landmeister Meinhart von Querfurt auf dem Schloßberg eine hölzerne Burg und nannten sie Landeshut. Dort entstand um 1289 eine Komturei, deren erster Komtur der aus Österreich stammende Ritter Bertold von Brühaven war. Wegen der Gefährdung der Grenzbastion bestand die starke Burgbesatzung aus hundert Rittern und Kriegern. Für die bekehrten Einwohner baute man 1293 etwas unterhalb an der Memel auf einer Halbinsel eine Fliehburg, die man Schalauerburg nannte.

Bei den anhaltenden Grenzkämpfen gelang es den Litauern mehrmals, die Ordensburgen zu zerstören. Sie wurden aber immer wieder aufgebaut. Nur die Schalauerburg gab man 1365 nach zweimaliger Zerstörung auf. Die Burg Landeshut fiel 1295, 1355 und 1356 litauischen Angriffen zum Opfer. Sie wurde zuletzt auf einem neuen Platz, dem jetzigen Burgplatz, wieder aufgebaut, ging aber schon 1365 erneut in Flammen auf. Deshalb beschloß man, diese wichtige Grenzburg alsbald in Stein zu errichten.

Die Kämpfe mit den Litauern hielten bis 1422 an. Sie brachten beiden Seiten Erfolge und Niederlagen, aber Bevölkerung und Land schwere Verluste. Der Deutsche Orden versuchte, durch häufige Vorstöße ins feindliche Gebiet und durch Anlage von befestigten Plätzen eine Befriedung dieser Grenze zu erzwingen. Nacheinander und meistens nur für kürzere Zeit entstanden entlang der Memel stromauf folgende burgähnliche Befestigungen: Christwerder, Georgenburg (Jurburg), Bayerburg, Christmemel, Marienburg, Gotteswerder und Marienwerder, letztere wurden auch Neu bzw. Alt Kowno genannt. Von Ragnit stromabwärts lagen die Ordenshäuser Schaulisch-Neuhaus (Schalauerburg), Tilsit, Kaustritten, Splitter und Windenburg am Kurischen Haff. Die Burg Ragnit war über ein Jahrhundert der Ausgangspunkt für die Litauerkämpfe.

Im Jahr 1399 beschloß der Hochmeister mit seinen Gebietigern in einem Generalkonvent, daß für den Ausbau der Burg Ragnit alle größeren Ordenshäuser vierteljährlich je dreißig Mark Silber beitragen sollen. Mit dem Ausbau der Burg in Stein war bereits 1397 begonnen worden.

Vom Bauvorgang, der bis 1408 dauerte, sind viele Nachrichten überliefert. So wissen wir, daß der Oberbauleiter Nicolaus Fellenstein war, der den Westflügel des Hochmeisterpalastes der Marienburg erbaut hatte. Der Maurer Albrecht aus Königsberg schuf von 1399 bis 1403 den Rohbau. Den Mühlendamm zum Aufstauen des Mühlteichs baute der Deichgraf Volprecht aus Wernersdorf in Westpreußen. Johann Bescheiden führte von 1404 bis 1405 den Gewölbebau aus und Hannus Bolle aus Danzig stellte danach die äußeren Wehranlagen her.

Nachdem des neue Haus bereits 1403 teilweise bewohnbar war, wurde die alte Burg, die auf dem Gelände der neuen Vorburg stand, abgebrochen. 1408 besuchte der Hochmeister Ulrich von Jungingen Ragnit und ließ sich von Baumeister Fellenstein das neue mächtige Bauwerk zeigen. Es fanden dabei sicher Bauabnahme und Einweihung statt.

Der bereits 1356 ausgewählte neue Burgplatz auf dem Hochufer der Memel lag auf einem von Bächen und Schluchten begrenzten Höhenausläufer. Der Strom, die Täler und der landseitig aufgestaute Teich boten der Burg natürlichen Schutz.

Der Gesamtbau wirkt im Äußeren einfach, fast trocken und betont in seiner Schlichtheit mit glatten Wänden die monumentale Wucht der gewaltigen kubischen Masse. Die Anordnung der tiefliegenden Fenster bringt zusammen mit der horizontalen Gliederung durch den vorkragenden Wehrgang und den vorstehenden Fundamentsockel etwas Bewegung in das abwehrende Äußere des Kastells. Zur Belebung der großen Wandflächen sollten die heute nur noch schwach sichtbaren, sparsamen Muster aus dunklen Ziegeln im Mauerwerk dienen. Strenge ging letztlich auch von den je zwei nach Osten und nach Westen gerichteten Blendengiebeln der hohen Satteldächer aus.

Das Bauwerk ist eine Schöpfung des ausklingenden Konventhausstils, die in ihrer Steigerung von Einfachheit und Monumentalität bereits die Reduktion und Schematisierung überwunden zu haben scheint und Ansätze einer neuen künstlerischen Stilform erahnen läßt.

Im Westflügel an der Vorburgseite lagen Tor und Torweg, dessen mittelhohe Fallgatternische über dem rundbogigen, granitgefaßten Tor die Front teilte. Die Fenster im Hauptgeschoß waren recht klein, denn sie gehörten zu den Wohnräumen des Komturs und der Gäste. Lediglich das Fenster des Kapitelsaals in der südwestlichen Giebelwand fiel wegen seiner Größe aus dem Rahmen. Im Erdgeschoß lagen neben dem Torweg Wachraum, Heizkammer und Wirtschaftsräume.

Der Hauptflügel im Süden enthielt Burgkapelle und Kapitelsaal. Das war bereits von außen durch die jeweils vier hohen und mittelhohen Spitzbogenfenster von Kapelle und Kapitelsaal sichtbar. Die 27 m lange Kapelle besaß auch an der östlichen Chorseite zwei hohe Fenster. Zur im Nebenflügel befindlichen Sakristei bestand eine Verbindungstür. Vom gewölbten Kreuzgang des Hofes betrat man die Kapelle durch ein reichgegliedertes Portal. Wahrscheinlich überspannte den Kirchenraum ein fünfjochiges Sterngewölbe. Weder von der Inneneinrichtung der Kapelle

Hauptflügel enthielt die Kapelle

noch von der des Kapitelsaals, der die andere Hälfte des Südflügels ausfüllte, ist etwas überliefert.

Der eingeschobene Ostflügel enthielt das große Dormitorium, den Schlafsaal, von dessen Tonnengewölbe Stichkappen zu den acht kleineren Fenstern abgingen.

In dem flußseitig gelegenen, durchgehenden Nordflügel befanden sich außer dem Konventsremter zwei Herrenstuben und ein durch den Danzkerflur abgeteilter quadratischer Eckraum. Der hölzerne Danzker mit Gang zum Turm über dem Mühlbach ist nur urkundlich überliefert; außer dem schmalen Flur ist von ihm nichts überliefert.

Im nicht unterkellerten Erdgeschoß lagen hier die zweischiffigen Räume für Küche und Brauhaus, deren schwere Kreuzgewölbe von starken Granitpfeilern mit romanisierenden Würfelkapitellen getragen wurden. Beide Räume hatten große Rauchmäntel im Gewölbe, die in starke Schlote übergingen.

Im Burghof zeichneten sich noch bis in die Neuzeit an den Wänden die Gewölbeansätze des umlaufenden massiven Kreuzgangs ab. Sein steiles Dach wurde von den unter dem Hausdach vorkragenden Granitzügen getragen. Mitten im Hof lag der von großen Quadern eingefaßte Brunnen.

Bemerkenswert ist die 1906 aufgedeckte Wappenmalerei über der Fensternische der südlichen Gastkammer im Eingangsflügel. Vermutlich wurde sie 1408 von Maler Peter ausgeführt, wie aus Hinweisen im Tresslerbuch entnommen werden kann. Dargestellt sind in einer Gruppe die Wappen des Hochmeisters Ulrich von Jungingen, des Großkomturs Kuno von Lichtenstein, des Obersten Marschalls Friedrich von Wallenrod, des Ragniter Komturs Eberhard von Wallenfels sowie des Hauskomturs von Ploen.

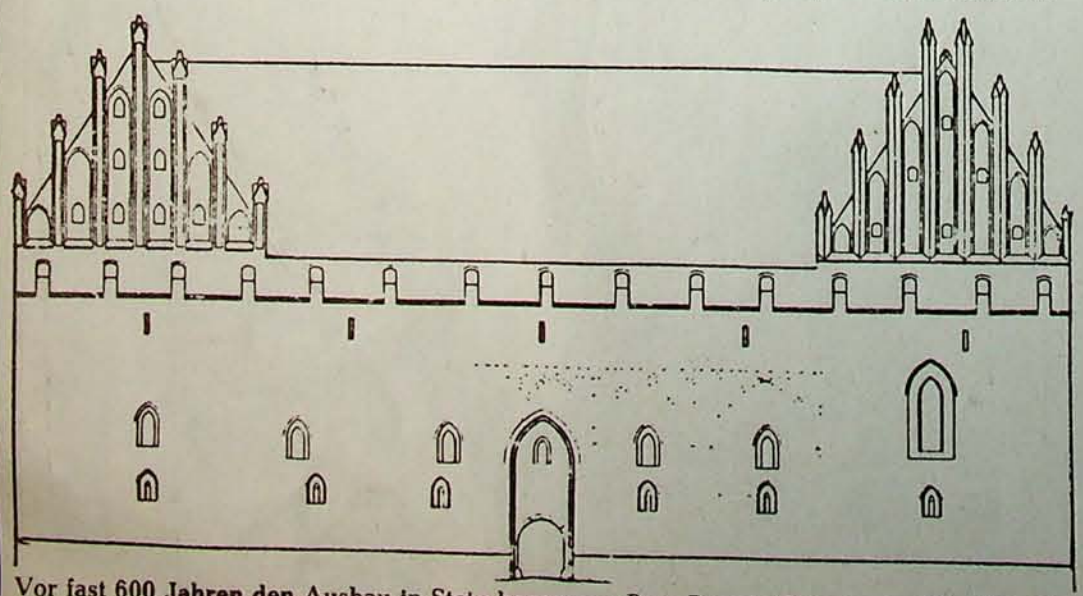
Die Namen von 45 Komturen zu Ragnit sind uns überliefert, von denen viele hohe Stellungen in der Ordenshierarchie erreichten. Allein vier spätere Hochmeister waren vorher Komture von Ragnit.

Die heutige Ruine erinnert an die deutsche Geschichte des Memellands

Die westlich anschließende Vorburg war nicht durch den früher üblichen Hausgraben vom Haupthaus getrennt. Ihre umlaufenden Mauern schlossen unmittelbar an die Parchammauern des Haupthauses an und waren an der Westecke durch einen Rundturm bewehrt. Nahe dem Haupthaus war auf die Mauer ein schlankes Türmchen aufgesetzt, dessen spätere Bezeichnung als Uhrenturm eine ursprüngliche Bestimmung sicher nicht hinreichend erklärt. Es soll noch heute inmitten der Trümmerstätte stehen.

Die Siedlung neben der Burg entwickelte sich wegen der häufigen Heimsuchungen durch fremde Truppen nur langsam. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen verlieh dem Marktflecken 1722 das Stadtrecht. Nach dem Ende des Ordensstaats war die Burg Sitz eines herzoglichen Hauptamts. Besserungsanstalt, Gefängnis und Gerichtssitz waren die Verwendungszwecke des alten Gebäudes in den letzten zwei Jahrhunderten. Zwei Brände und mehrere Umbauten verstümmelten seine Gestalt.

Der letzte Krieg ließ eine Ruine zurück, die den Vorübergehenden wohl noch lange an die jahrhundertealte deutsche Geschichte dieses Landes an der Memel erinnert.



Vor fast 600 Jahren den Ausbau in Stein begonnen: Burg Ragnit (Eingang im Westflügel)

© 1985 DAS OSTPREUSSENBLATT

Altersversorgung:

Die Arbeitnehmer verschaukelt?

Fragen an einen Bundestagsabgeordneten zum Ruhestand

VON ALFRED BOLZ
Vorsitzender des Bundesverbands der Heimatvertriebenen Wirtschaft

Wangen — In der in Düsseldorf erscheinenden Zeitung „Handelsblatt" bezeichnete das Vorstandsmitglied der CDU/CSU-Mittelstandsvereinigung, Elmar Kolb, eine baldige Überprüfung der Rentenformel als wichtigste Forderung der mittelständischen Wirtschaft. Daraufhin schrieb Alfred Bolz dem Bundestagsabgeordneten den nachstehenden Brief:

Sehr geehrter Herr Kolb, dem Handelsblatt vom 13. März entnahm ich den diesem Schreiben als Kopie beigefügten Artikel, den Sie verfaßt haben und worin Sie vorschlagen, mit dem Ruhestand auf 68 Jahre hinaufzugehen, d. h., so wie ich das verstehe, daß man ab 68 Jahren Rente beziehen kann.

Ich selbst werde im nächsten Jahr 65 Jahre, beschäftigte über 200 Leute und habe seit der Lehre immer durchgehend geklebt, stets die höchsten Beitragsmarken, habe jetzt 46 Karten und habe mir ausrechnen lassen, wenn ich im nächsten Jahr in Rente gehe, daß ich dann 2 200,00 DM Rente erhalte. Was es für einen Sinn haben sollte, auf 68 zu gehen, verstehe ich sowieso nicht. Die von Ihnen erwähnten 45 Versicherungsjahre treffen für mich in etwa zu. Würde ich länger arbeiten, würde ich eine höhere Rente, wie Sie schreiben, von 170,00 DM erhalten. Aus dem Betrieb kann ich als Unternehmer sowieso nicht raus, es gibt für unsereins immer mehr Arbeit, so daß ich ohnehin weiterarbeiten muß. Dies hat vielerlei Gründe, Sie wissen selbst, wie das ist, wenn man einen Betrieb hat. Mit den Vorschlägen, wie Sie selbst meinen, ist die Rentenmisere nicht zu beheben.

Beigefügt erlaube ich mir noch einen Artikel des Handelsblattes mitzugeben. Was da geschrieben steht, sind die Dinge, mit denen man die Renten sofort sanieren könnte. Daraus sieht man, was ein Beamter für eine Rente bezieht, obwohl er keine Mark für seine eigene Rente bezahlt hat. Deshalb sollte man endlich dafür sorgen, daß die Beamten und alle staatlichen Angestellten dasselbe für ihre Altersversorgung leisten müßten wie gewerbliche Arbeitnehmer. Interessant sind auch die Zahlen von 1962/1972/1982, was der Bund für Personalausgaben ausgibt. Von diesen 177 Milliarden müßte man nur 7 Milliarden wegnehmen, dann wären die Renten saniert. Man könnte auch genausogut 50 Milliarden nehmen, dann hätten weitere Bevölkerungsschichten ein ordentliches Auskommen.

Der Fall ist aber der, daß im Bundestag zu 70 Prozent Beamte und Gewerkschafter sitzen, und gerade deswegen wird auch keine Politik gemacht, die dafür sorgt, daß eine Ausgewogenheit in der Versorgung der Rentennatur zustande kommt. Daß dies so ist, wissen Sie doch selbst, und warum Sie dieses Thema nicht ansprechen, ist mir unbegreiflich.

Die Rentenfrage schiebt man nunmehr wieder auf die Jahre 1987/88 hinaus. Die Gründe dafür sind klar. In dieser Regierungsperiode könnte man die Dinge schon noch regeln, man will es aber nicht, man hält wieder passable Wahlversprechen auf Lager, obwohl man jetzt schon weiß, daß das Jahr 1987 nichts ändern wird. Die CDU ist ohnehin dabei, sich die Gunst der Unternehmer zu verspielen und die der Arbeitnehmer ohnehin, so daß die Gefahr besteht, daß sie bei der nächsten Bundestagswahl nicht mit den Füßen auf den Boden kommt.

Wir befinden uns auf dem besten Weg, die Kosten auf allen Ebenen derart zu steigern, daß man ab irgendwann gar nicht mehr wird regieren können. Der einen Frau gibt man Geld, damit sie Kinder erzieht, und der anderen Frau gibt man noch mehr Geld, weil sie abtreibt. Ich könnte Ihnen noch ein Dutzend solcher Fälle aufzählen. Das hat aber alles keinen Sinn, das habe ich schon so und so oft mit Politikern besprochen, und geschehen wird nichts.

Irgendein Mitglied des Bundestags wird doch in der Lage sein, mir folgende Fragen zu beantworten:

1. Ist allgemein bekannt, daß nur 9 Prozent all derer, die 65 werden und in Rente gehen wollen, älter als 65 werden? Was geschieht mit dem Geld, das diese Leute und die Unternehmer über Jahrzehnte eingezahlt haben? Zwar bekommt die Witwe dann 65 Prozent dieser Rente, aber was mit der Differenz geschieht, hätte ich gern gewußt.

2. Die Arbeiterrentenkasse und die BfA wird von staatlichen Beamten und Angestellten verwaltet. Zu Anfang dieses Briefes habe ich schon mitgeteilt, daß ich nach 65 Jahren mit einer Rente von 2 200,00 DM rechnen kann, während ein Beamter, der meine Rente verwaltet, mindestens den doppelten Betrag als Pension und ein 13. Gehalt erhält. Was hat denn dieser Beamte so sonderbares geleistet, daß er doppelt soviel Pension erhält wie ich?

Lebensversicherung:

Die „vier V" nicht vergessen

Bei vorzeitigen Vertragskündigungen ist Vorsicht angebracht

DORTMUND — Vorsicht vor vorzeitigen Vertragskündigungen! Das sollte sich jeder, der eine Lebensversicherung abgeschlossen hat, ins Stammbuch schreiben. Die Einbuße kann nämlich ganz beträchtlich sein — vor allem in den letzten Jahren der Laufzeit. Die Auflösung fünf Jahre vor regulärem Vertragsablauf kann über 100 000 DM kosten.

Beispiel: Ein 30jähriger hat eine Lebensversicherung für das Alter 65 abgeschlossen und kann mit einer Auszahlung von rund 330 000 DM rechnen. Möchte er bereits mit 63 Jahren ausgezahlt werden, dann reduziert sich der Zahlbetrag bereits auf 270 000 DM, im Alter 60 kommen gar nur 200 000 DM heraus.

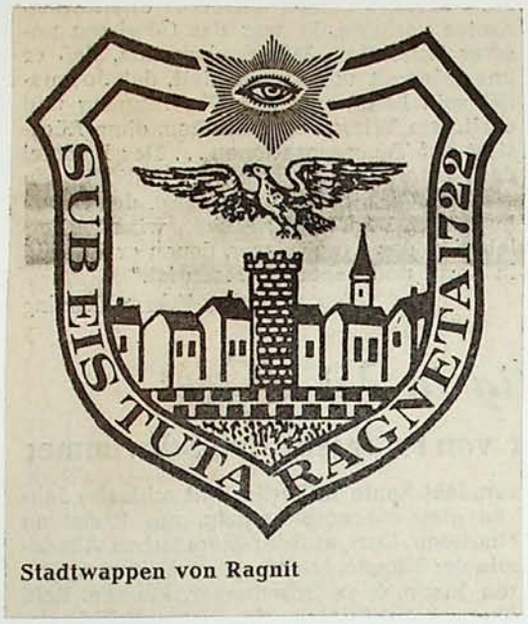
Die Differenz erklärte Dr. Axel Holzwarth als Vertreter des Lebensversicherungsverbands bei einer Veranstaltung des Gesamtverbands der Deutschen Versicherungswirtschaft vor Journalisten so: „Diese erhebliche Reduzierung bei vorzeitiger Vertragsauflösung ergibt sich einmal aus den fehlenden Beitragsjahren und zum anderen aus den fehlenden Zinserträgen sowie aus fehlenden Risiko- und Kostengewinnen dieser Jahre."

Dr. Holzwarth sprach in diesem Zusammenhang insbesondere Arbeitnehmer an, die vom 58. Lebensjahr an in den Vorruhestand gehen möchten. Sie seien besonders „anfällig" für vorzeitige Auszahlung ihrer Lebensversicherung. Statt einer Auszahlungssumme im Alter von 65 Jahren von beispielsweise 287 000 DM müßten sie sich mit 150 000 DM zufriedengeben, wenn sie bereits mit 58 Jahren den Vertrag kündigen.

Den Betroffenen, die manchmal auch wegen finanzieller Schwierigkeiten eine vorzeitige Auflösung ihres Lebensversicherungsvertrags wünschen, empfahl Dr. Holzwarth eine der verschiedenen Möglichkeiten zu nutzen, die von den Versicherungsunternehmen unter Beibehaltung des Versicherungsschutzes geboten würden. Das seien zum Beispiel eine Beitragsstundung, eine Beleihung des Vertrags, eine Änderung der Zahlungsweise, eine Verrechnung der Überschüsse mit den Beiträgen, der Wegfall von Zusatzversicherungen, eine Änderung der Vertragslaufzeit, eine Beitragsfreistellung sowie ein Ruhen des Vertrags.

Einzelauskünfte hierzu, insbesondere zu der Frage, welche der Möglichkeiten eine spätere Zusatzbelastung vermeidet, gibt das jeweilige Lebensversicherungsunternehmen. Der Verband der Lebensversicherer (Eduard-Pflügler-Straße 55 in 5300 Bonn 1) verschickt auf Anforderung ein Faltblatt mit kurzgefaßten Erläuterungen.

Wolfgang Büser



Stadtwappen von Ragnit

Specification der Streitige Oerter
Zwischen Samogiten und dem Amte
RAGNIT

Grenz-Dokument aus dem 18. Jahrhundert (im Besitz des staatlichen Archivlagers Göttingen) aus „Ragnit im Wandel der Zeiten"

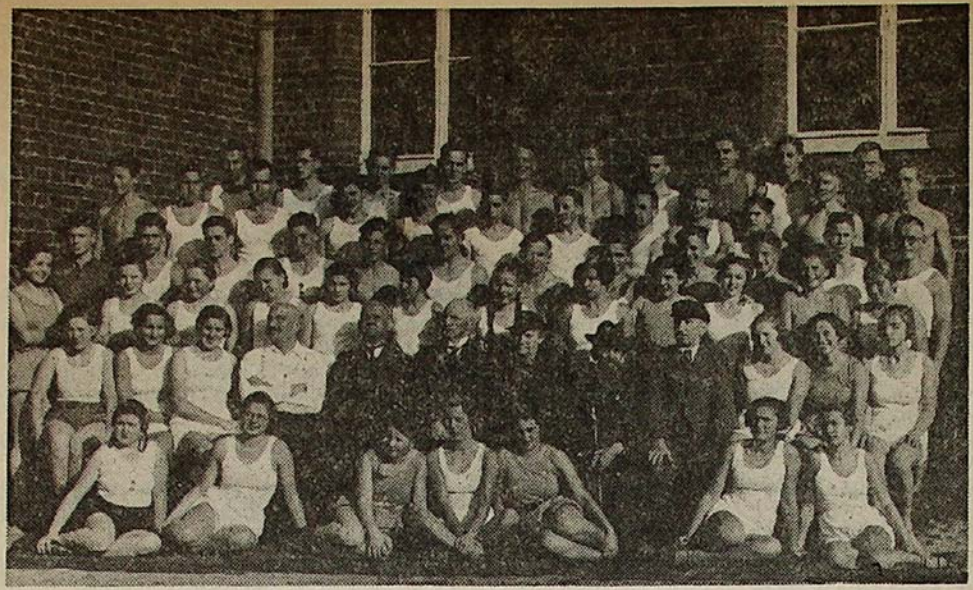
700 Jahre deutsche Geschichte: Ordensburg Ragnit

Foto aus „Ragnit im Wandel der Zeiten"

...Ragnit...

Fotos (3) Bildstelle des Berliner Hauptarchivs

Erinnerungsfoto 530



Männer-Turn-Verein Ragnit — „Als die Nationalsozialisten unseren MTV im Jahr 1936 auflösten, schickte mir unser unvergessener Turnvater ‚Papa Loos' diese Aufnahme mit dem umstehenden Text", schreibt unser Leser Friedrich Wilhelm Braun zu diesem Gruppenfoto, das ihn im November 1936 bei der Unterseebootflottille in Kiel erreichte. Der Text auf der Rückseite der Bildpostkarte lautet: „Ragnit, 22. November 1936. Mein lieber Junge, mein letzter Wunsch, nach der Auflösung noch alle Sportkameraden und -kameradinnen festzuhalten auf dieser Karte, um den alten Turnbrüdern ein Andenken zu verschaffen. Hoffentlich sehen wir uns wieder. Dein Robert Loos." Leser Braun erinnert in seinem Brief daran, daß seit dem Ereignis fast 50 Jahre vergangen sind und es Zeit wird, für ein Wiedersehen. Er hofft, möglichst viele Kameradinnen und Kameraden beim Deutschlandtreffen zu Pfingsten in Düsseldorf sehen und sprechen zu können. Über entsprechende Zuschriften unter dem Kennwort „Erinnerungsfoto 530" an die Redaktion des Ostpreußenblatts, Postfach 32 32 55, 2000 Hamburg 13, würde er sich sehr freuen. **HZ**

Das Stadtwappen Tilsits zeigt auf silbernem Feld über einem blauen Fluß in Rot eine Mauer mit Turm und zwei Zinnen. Der Turm ist belegt mit dem in Silber und Schwarz gehaltenen vierteiligen Zollernschild.

Seit 1945 gehört Tilsit, das jetzt Sowjetsk genannt wird, zu dem der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik als „Oblast Kaliningrad" eingegliederten Gebiet. Die Stadt Kiel hat die Patenschaft für Tilsit übernommen. In der am 31. Juli 1954 ausgefertigten Patenschaftsurkunde heißt es: „Um der Verbundenheit mit der unter fremder Verwaltung stehenden Stadt Tilsit Ausdruck zu geben, hat die Ratsversammlung der Stadt Kiel am 18. 2. 1954 die Patenschaft für die Stadt Tilsit übernommen. Sie will damit für alle Tilsiter Bürger einen Mittelpunkt kultureller und geistiger Gemeinschaft schaffen und das allgemeine Bewußtsein stärken, daß Ost- und Westdeutschland zusammengehören."

Ragnit — die unvergessene Stadt

Ragnit — unweit von Tilsit — auf dem Hochufer der Memel gelegen, ist eine der neuzeitlicheren Städte Ostpreußens. Romantische Wiesentäler, mit blinkendem Wasser belebte Niederungen, dunkle Forsten, die sich in grünen Wogen über Hügel und Tal breiten, urwüchsige Flußuferschluchten: Diese reizvolle Landschaft mit ihrer befreienden Weiträumigkeit hat auch die Gestaltung des Lebensraumes dieser Stadt nachhaltig beeinflußt. Alles Schablonenhafte und jede Massierung von Stein ist hier von den Baumeistern von alters her abgelehnt worden. Die gartenstadtähnliche Bauweise läßt die Stadt mit der Natur verschmelzen. Insbesondere die grün umkränzten Teichpartien, der Kreisgarten mit seinen wuchtigen Baumriesen, der parkähnliche Zinkenteich und die große grüne Oase der Daubas sind es, die dem Stadtbild ein liebliches Gepräge geben.

In einer solch gefälligen, abwechslungsreich gegliederten Landschaft ist Ragnit organisch gewachsen. Der Anlage nach weist die Stadt eine ausgeprägte Rippenform auf. Die auf dem Hochufer parallel zum Memelstrom sich erstreckende Längsstraße wurde später durch eine bauliche Ausdehnung nach Süden ergänzt. Zur Ordenszeit von den Litauern wiederholt gebrandschatzt, während des Krieges zwischen dem Großen Kurfürsten und Polen von streifendem Kriegsvolk völlig niedergebrannt, in den Jahren 1709 bis 1711 mehrfach von der Pest heimgesucht, mußte Ragnit während des Siebenjährigen Krieges eine schreckliche Plünderung über sich ergehen lassen. Fünfzig Jahre später, im Jahre 1807, verwüstete eine große Feuersbrunst den Ort. Trotzdem — Ragnit wurde wieder eine lebendige Stadt, eine Stadt, deren schier unerschöpfliche Lebenskraft es fertigbrachte, immer noch einmal aufzublühen.

Ragnit, Immediatstadt seit 1722, seit 1818 Kreisstadt, an der Memel, im alten Schalauen. Abb. 72.

Vorgeschichtliche Altertümer im Kspl Ragnit:

Bittenen, 5 km n. R., am r. Memelufer, heidnische Gräber. — Feste bei Ober-Eisseln, 6 km Lftl. o.s.ö. R. (Signalberg) Giese, Z. A. P. — Kurschen, 4 km s.w. R. Schloßberg, wahrscheinlich derselbe, welchen Giese als „Feste ö. Schuppinnen" bezeichnet. Giese, Z. A. P. — Neuhof Ragnit, 3 km n.w. R. P. M. K. I 1893 Nr. 36. —

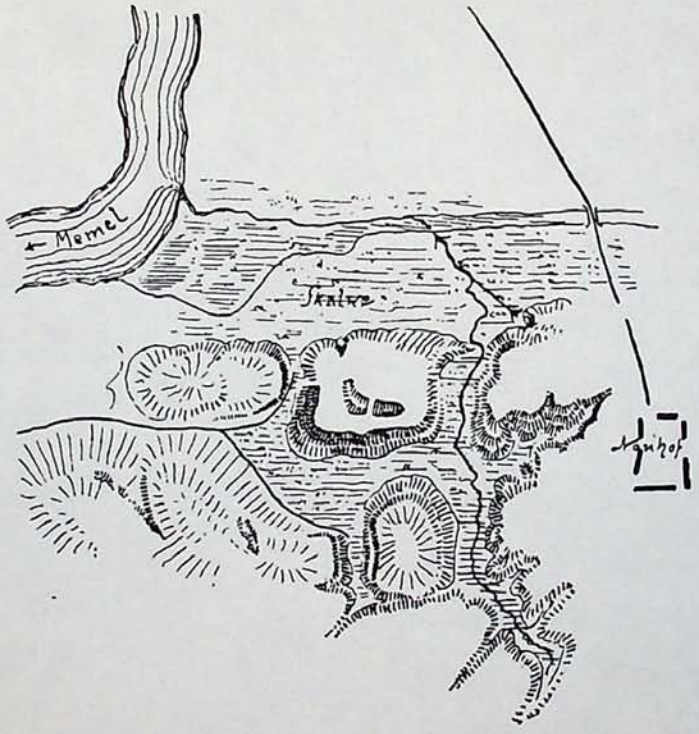


Abb. 70. Lageplan der Schalauerburg nach Giese.

Pascalwen, 4 km n.w. R. Pascalwen ist, wie der Name sagt, die im J. 1293 als Wohnort für die zum Christentume übergetretenen Schalauer erbaute Schalauerburg Dusb. III cap. 228. Wiederhergestellt 1356. Wigand 98. Giese, Z. A. P. — P. M. K. I 1893 Nr. 16. Abb. 70 nach Giese. — Ragnit. Auf der Stelle des heutigen Ragnit lag die Heidenburg Raganita, ihr gegenüber auf dem r. Memelufer die Heidenburg Ramige (Ranginte bei Jeroschin). Beide wurden 1277 vom Orden erobert und zerstört. Dusb. III cap. 177. 178. — Schloßberg bei Ragnit, 1 km s.ö. Ragnit am Memelufer. Giese bemerkt dazu: „Es findet sich besonders viel heidnischer Mauerschutt mit innig festen Ziegelstücken ohne Kalk auf der Burg B, deren Hauptwall w" besonders in der tiefen Höhlung rechts B. In V Kohlen. Im ganzen Vorhof V von Kohlenschutt

schwarze Erde untermischt mit (?) festen Ziegeln ohne Kalk. In V' und V" weniger Ziegel. Es scheint, als ob in w" ein Gebäude und rechts B ein Keller gestanden". Abb. 71 nach Giese, Z. A. P. — P. M. K. I 1893 Nr. 65. — Ragnit P. M. K. I 1893 Nr. 102. — Willmantienen, 7 km w. von R. P. M. K. I 1893 Nr. 69. — Zeidischken, 9 km s.ö. von R. P. M. K. I 1893 Nr. 104.

Haus Ragnit. Um das Jahr 1277 eroberte und verbrannte der Vogt von Samland Thomas die Schalauer Burgen Raganita und das ihm am rechten Memelufer gegenüber liegende Ramige. Dusburg III cap. 177; 178.

Auf der Stelle Raganitas baute 1289 der Landmeister Meinhart von Querfurt eine Burg, welche er Landeshut nannte, die später aber ihren ursprünglichen Namen Ragnit wiedererhielt; Dusburg sagt, sie hätte diesen Namen nach einem Flusse erhalten (a fluvio vicino), den wir heute nicht mehr nachweisen können. Dusburg III cap. 288. Berthold Brühaven, der spätere Komtur von Königsberg, wurde ihr Komtur.

Wie diese Burg, deren hauptsächlicher Ausbau in den Jahren 1397—1403 stattfand, ausgesehen, wissen wir nicht. Im J. 1403 wurde sie abgebrochen und ein stär-

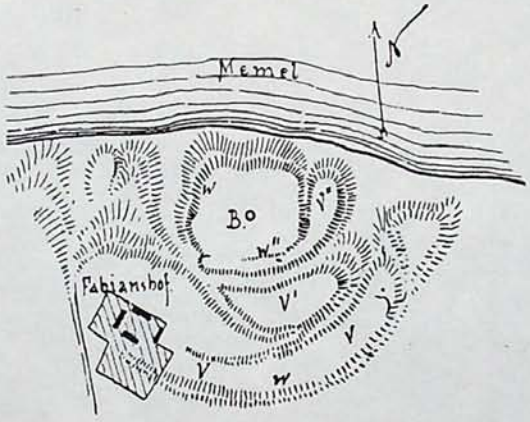


Abb. 71. Lageplan des Schloßberges bei Ragnit nach Giese.

keres Haus errichtet mit einem 15' tiefen, 60' breiten Burggraben. Der niederländische Ritter Lannoy, welcher sie 1413 sah, sagt: „Sy arryvai a ung gros chastel et petite ville fermee de bois appartenant aux seigneurs de l'ordre de Prusse, nomme Ranghenyt." S. r. P. III 449.

Giese, der sie vor dem verheerenden Brande 1828 sah, schildert sie folgendermaßen: „Burg Ragnit. Im Äußern ziemlich erhalten. Im Innern gänzlich umgeändert (zu einer Korrektionsanstalt). Von der Umschlußmauer hat sich nichts erhalten.

V. Vorburg. Von derselben ebenfalls nur Spuren des Fundaments der Mauer. Der Graben zum Teil. Ein Stück Mauer an der N.Seite und ein Turm t südlich mit einem andren Dach.

Ein Stück Wall zur Verstärkung des Ganzen, auch nachdem Geschütz in Gebrauch kam." Abb. 73 nach Giese.

Das Haus Ragnit steht äußerlich — abgesehen von der modernen Bedachung und den vielen durchgebrochenen Fenstern — noch so da, wie es 1403 aufgebaut ist.

Im Äußeren bildet es ein Quadrat von ungefähr 60 m Seite mit 3 m starken Ziegelmauern im gotischen Verbande. Der Eingang ist von der W. Seite, von Granitsteinen, im Rundbogen geschlossen und war mit einem Fallgatter versehen. Ein Spitzbogen aus Ziegeln über dem Eingange reicht bis ins zweite Stockwerk. Der Wehrgang ist oben nach 1828 in Kreuzverband angelegt. Wir geben einen Teil der Südfront wieder. Abb. 74.

Von dem 1000 Quadratmeter Grundfläche haltenden Hofe aus kann man die Gewölbe des Kreuzganges noch an den Spitzbogen erkennen, welche in den 2 m starken Umfassungswänden sichtbar sind, außerdem in den unter dem Dache eingebundenen Granitsteinen, welche, wie in Marienburg oder Rastenburg, die Pfette für das steile Walmdach des Kreuzganges trugen. Abb. 75.

Das Innere ist nach dem Brande 1829 im N., O. und W. Flügel zu einem

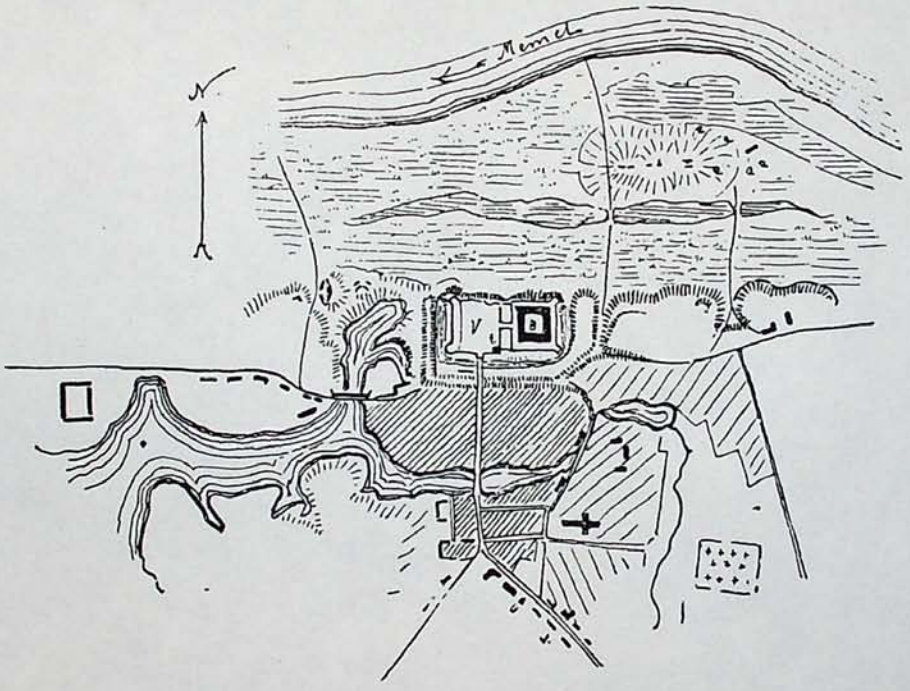


Abb. 73. Lageplan des Hauses Ragnit nach Giese.

Kreisgerichtsgebäude nebst Gefängnis ausgebaut worden, wozu später noch der S. Flügel gezogen wurde. Alle Räume haben daher statt der ursprünglichen Sterngewölbe Holzbalkendecken, und vielfach sind die großen Räume durch eingeschobene Zwischenwände geteilt. Wir können die einzelnen Räume daher nur vermutungsweise feststellen. Der südliche Flügel enthielt in seinem Hauptgeschosse wahrscheinlich das Refektorium und durch eine dazwischen gelegte Treppe (Lochstedt) davon geschieden die Kapelle. Daran schloß sich im O. Flügel der Kapitelsaal. Der Komtur bewohnte den N. Flügel, während im W. Flügel das Dormitorium war.

Vom Erdgeschoß des N. Flügels ist ein Raum gut erhalten, dessen gedrungene Säulen ein fast romanisches Kapitell haben. Abb. 76. Daneben liegt jetzt die Gefangenen-Küche, ebenfalls gewölbt.

Von der Vorburg ist nur noch der zierliche und schlanke Turm in Ziegeln im gotischen Verbande vorhanden, der nach oben einzelne überkragende Stockwerke besitzt und 1863 innen ausbrannte. Daher neues Dach und neue Aufgangstreppe. Abb. 77.

Gesamtansicht der Stadt: Hartknoch, Altes und Neues Preußen 1684 409 f. — Ein Plan bei Lukanus 1748 Mjc. — Schloß Ragnit, Kupferstich J. L. von Bachr sc. A. P. Mappe II Nr. 1.

Wappen: Nach dem Siegel von 1724 im Schildesfuße ein Fluß, auf dessen mäßig hohem Steilufer sich eine Stadt ausdehnt, welche Ragnit vorstellen soll. Darüber schwebt der nicht stilisierte preußische Adler und über diesem das Auge Gottes. Dazu die Devise: Sub eis tuta Ragneta.

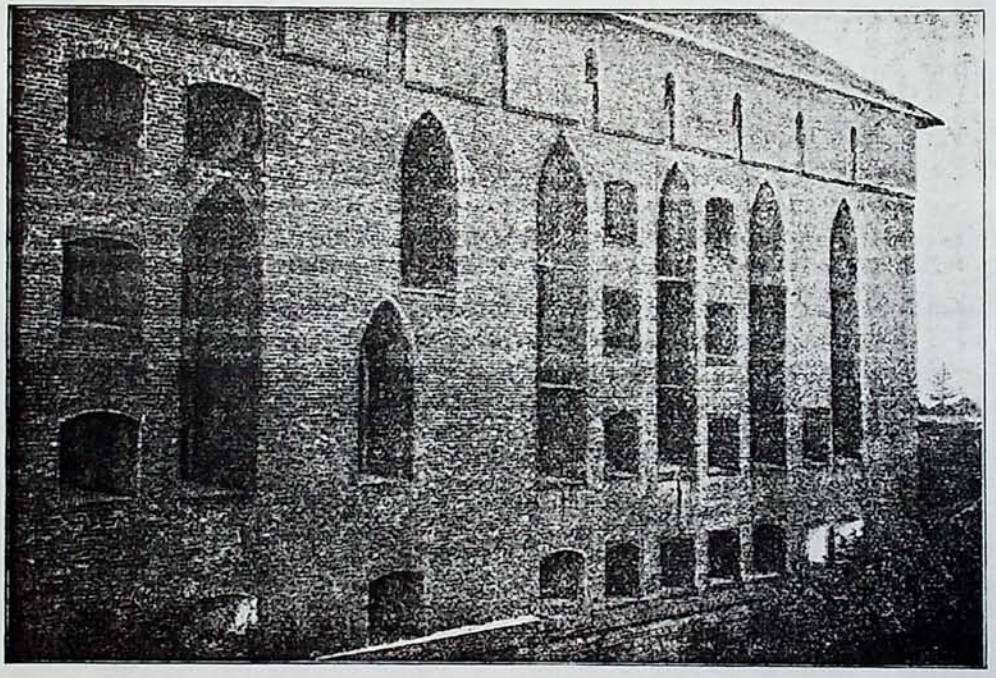


Abb. 74. Ansicht des Hauses Ragnit.

Bei Siebmacher ist irrtümlich das Wappen des Komturs dafür genommen. — Beckherrn, A. M. 1892 248 ff. mit Tafel.

Eine mittelalterliche Befestigung hat die Stadt nicht gehabt; Lukanus berichtet, daß sie vom Könige Friedrich Wilhelm I. mit Palissaden umzogen wäre.

Ob eine Pfarrkirche zu R. schon zur Ordenszeit bestand, oder ob die Einwohner nur die Burgkapelle benutzten, ist zweifelhaft. Im J. 1757 finden wir die Kirche samt der Stadt von den Russen verbrannt.

Die ev. **Pfarrkirche**, königlichen Patronats, wurde darauf 1772 auf derselben Stelle, einer kleinen Anhöhe in der Neustadt, wieder gebaut, ein Ziegelbau, 41 m l., 16 m br., mit rechteckigen Fenstern. Der Turm wurde 1853 davor gesetzt, ungefähr 30 m im Mauerwerk hoch mit einer 18 m hohen Spitze.

Im Innern über dem Mittelschiff Tonnengewölbe von Brettern, die beiden Seitenschiffe flache Bretterdecke. Von dem Inneren giebt unsere Ansicht 78 genügende Auskunft.

Altar und Kanzel vereint; Rococokanzel zwischen je zwei auf hohen, ornamentierten Untersätzen (Abb. 79) aufsteigenden, kannelierten, korinthischen Säulen, die das überladen gekröpfte Gebälk tragen. Auf demselben an beiden Seiten zwei Vasen.

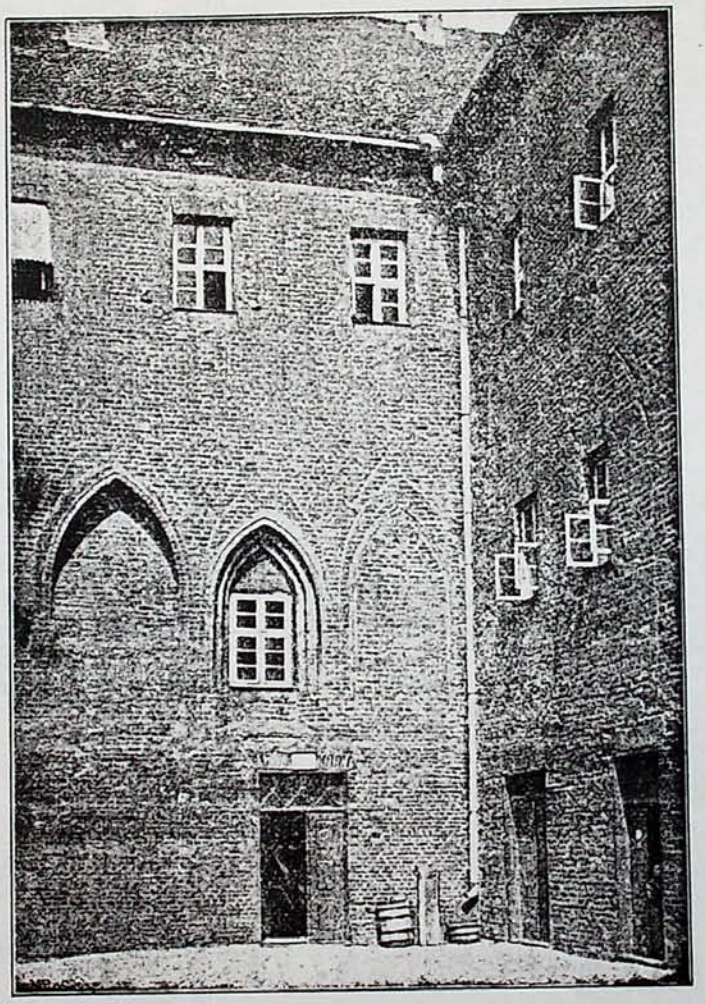


Abb. 75. Burghof des Hauses Ragnit.

In der Mitte unterhalb des Gebälks der Schalldeckel. Oben steigen zwei Voluten auf, welche die Umrahmung für das Auge Gottes in Strahlen bilden. Darüber Gesims mit drei Rococokartuschen, die Inschriften tragen. Zu beiden Seiten der Säulen das übliche Rankenwerk in Rococoform.

In der Kartusche an der Vorderseite der Kanzelbrüstung in lat. Majuskeln: Gott zu ehren haben an dieser Kanzel die Bildhauerarbeit mach. lassen Herr

Alexander Wilhelm Bulbeck, Königl. Preuß. Accis. Einnehmer und dessen Ehegattin Frau Regina Martha Bulbeckin. Ragnit den 25. Juli 1773.

In der Rococokartusche am Schalldeckel: S. D. G. Inaugurirt in Michael 1771 von Otto Gottl. Fiedler Erzpr. in Ragnit.

Über der Glorie in der Kartusche l.: C. J. C. Krahm Pr. Bildhauer 1772. — Kartusche r.: E. A. Hering Maler Tilsit 1859.

Zwei zinnerne Altarleuchter, neuerdings versilbert, mit drei auf Kugeln stehenden Füßen: Herhen die wir Lichter brennen kan man aus den Wercken kennen Ragnit Anno 1767.

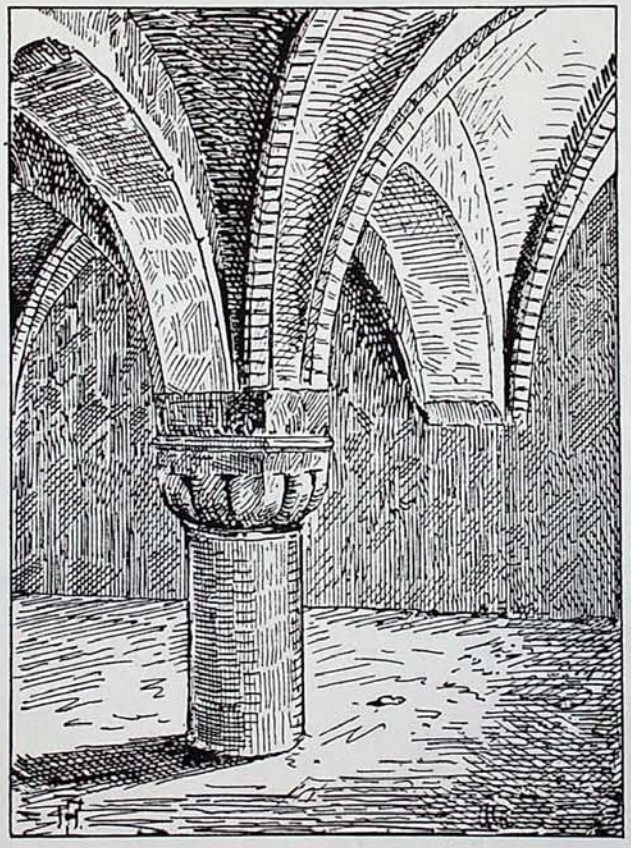


Abb. 76. Erdgeschoß des Hauses Ragnit.

Orgelgehäuse mit gutem Rococozierrat. An der mit geschnitzter Krone auf blauem Sammetkissen ausgestatteten Kartusche an der Orgelempore: „S. D. G. Diese Orgel, welche 900 R. Thaler gekostet, ist durch mild. Beytraege der Ragnischen Stadt- und Land-Gemeinde erbawet und Dom. 1. Advent 1773 inaugurirt worden vom Herr O. G. Fiedler Erzpr. und Herrn J. C. Wander Lith. Pfarrer" u. s. w.

Ein Ölgemälde dieses Erzpriesters Fiedler * 1714 † 1784 hängt an der O. Wand, r. vom Altare.

Ein Grabstein (dient als Vorstufe zum Altar) des Amtsschreibers Joachim Paisen mit eingemeißeltem Kranz, worin MTB steht.

Abb. 79. Säulensockel am Altare zu Ragnit.

... und alte Wunden brachen wieder auf

Ein herrlich gelegenes Fleckchen Erde an der Memel war Ziel einer langen Reise – Von Erich Piek

Meine Jugendjahre verbrachte ich im Remonteamt Groß Neuhof-Ragnit. Landschaftlich reizvoll gelegen zwischen den Städten Tilsit und Ragnit und eingerahmt durch den Baltischen Höhenzug und die Memel. Und wie alle Ostpreußen, so ließ auch mich die Sehnsucht und das Heimweh nach diesem herrlich gelegenen Fleckchen Erde nicht los und der Wunsch, das alles noch einmal wiederzusehen, wurde übermächtig in mir. Durch Zufall kam ich nun in den Besitz der Adresse eines Reiseveranstalters, der direkt Tilsit anfuhr. Kurz entschlossen buchte ich die Reise.

Unsere Gruppe umfaßte etwa 70 Personen. Wir flogen von Hannover nach Wilna. Von dort sollten wir anschließend mit dem Bus nach Kaunas gebracht werden und am anderen Morgen mit dem Tragflächenboot die Memel entlang nach Schmaleningken – Ober-Eisseln – Ragnit, dem Rombinus vorbei nach Tilsit fahren. Es wurde aber anders disponiert, und so übernachteten wir dann außerhalb Wilnas und fuhren am anderen Morgen von hier aus mit dem Bus nach Tilsit.

In Über-Memel verließen wir den Bus, um zu Fuß über die Luisenbrücke nach Tilsit zu laufen. Der Besuch ließ alte, längst vernarbt geglaubte Wunden wieder aufbrechen. Es war für uns alle ein ergreifendes Erlebnis, nach so vielen Jahren den Heimatboden zu betreten, und wir schämten uns unserer Tränen nicht. Es sind zwar schon einige in Tilsit gewesen, doch meines Wissens inoffiziell. Und wir waren nun die erste deutsche Reisegruppe, die nach Tilsit kam und sich frei bewegen konnte.

Als wir die Brücke nun passiert hatten und in die Stadt kamen, standen eine Abordnung der Stadt, der Presse und ein Dolmetscher zu unserer Begrüßung da. Der Bürgermeister hieß uns herzlich willkommen. Jedem Gast wurde eine Rose übergeben und Salz und Brot herumgereicht. Herr Hein, unser Reiseleiter, bedankte sich dann für den herzlichen Empfang.

Sonnabend/Sonntag, 10./11. Oktober: Bundestreffen der Tilsiter im Schloß zu Kiel.

Das Gefühl, das mich in diesem Moment bewegte, kann ich nicht in Worte fassen. Es war Glück und auch Trauer zugleich. Glück, daß ich es noch erleben durfte, diese Stadt, in der ich meine Soldatenzeit verbracht hatte, noch einmal zu sehen und durch die altvertrauten Straßen zu gehen, und Trauer, daß die Heimat verloren sein sollte. Langsam sind wir dann durch die Hohe Straße zum Hotel „Russia", wo wir wohnen und schlafen durften, gegangen. Nun war ich zu Hause.

Doch der eigentliche Zweck meines Hierseins lag ja noch vor mir und das war „Neuhof-Ragnit", das Remonteamt. Und am anderen Tag machten wir uns dann auf den Weg zu unserem Ziel. Ein Taxi brachte uns bis zu der Kreuzung, wo der Weg rechts nach Neuhof abbiegt. Von da wollte ich zu Fuß alles in mich aufnehmen. Der Weg, früher rechte Seite Pflaster und linke Seite Sommerweg, so sagten wir, ist asphaltiert. Das Transformatorenhaus an der Kreuzung steht noch. Einige Bäume an den Seiten stehen auch noch.

Remonteamt Groß Neuhof-Ragnit heute: Der Weg von der Chaussee zum Ort ...

Das Feld an der linken Seite – ungefähr bis Dreimühlen (Anwesen Kupsch, welches nicht mehr da ist) ist bearbeitet. Was da angebaut ist, konnte ich nicht feststellen. Dahinter, Richtung Paskalwen, ist eine große Obst-Plantage angelegt.

Als wir uns nun dem Ort näherten, beschlich uns ein komisches Gefühl. Kurz vor dem Weg, der zum Friedhof führte, war ein großes Tor über die Straße, und eine hohe Mauer versperrte uns die Sicht. Auf der rechten Seite konnten wir die lange Scheune sehen und davor ein Gewirr von Drähten und Kabeln, links davon ein Posten. Wir klopften an und sagten ihm, so gut wir es konnten, unsere Wünsche. Die Entscheidung, ob er uns hereinlassen durfte oder nicht, lag nicht bei ihm. Er mußte erst telefonisch nachfragen. Und wie sich später herausstellte, sind auf dem Hof Offiziere untergebracht, die er fragen mußte. Wir durften dann schließlich das Tor passieren.

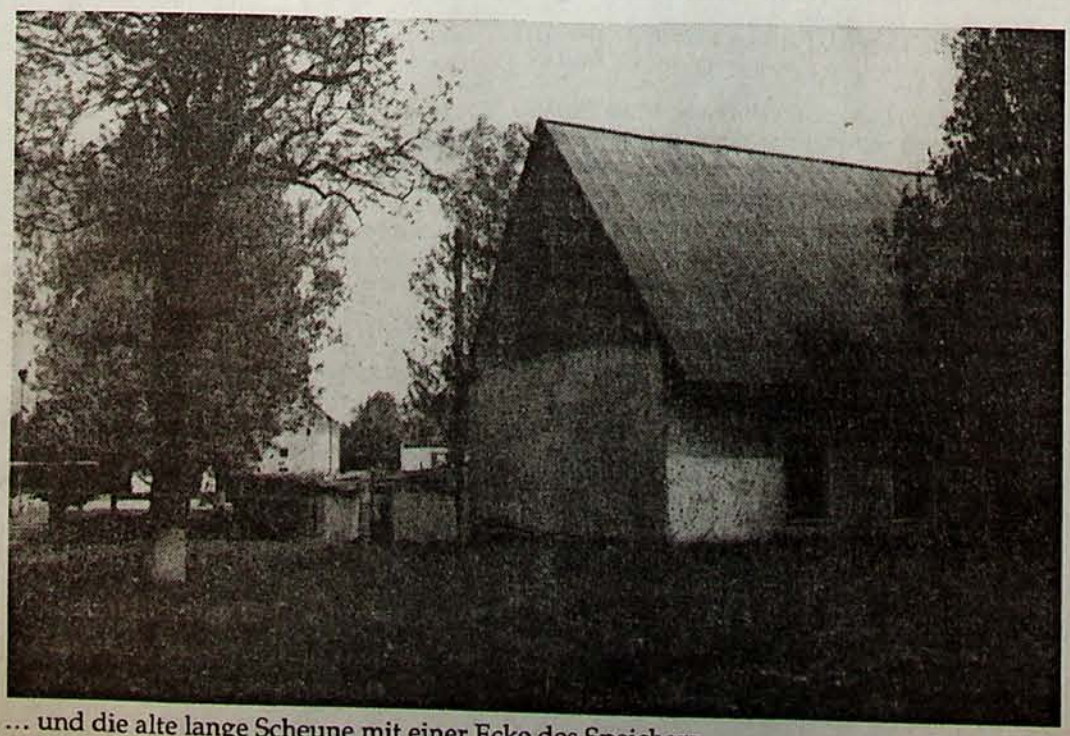
Nun standen wir da und mußten uns erst orientieren, es sieht alles so ganz anders aus. Rechts die lange Scheune ist noch da, ob sie aber genutzt wird und wozu, war nicht zu erkennen. Der Weg, der zum Friedhof führte, ist noch gut zu erkennen. Die Häuser von Dr. Nickel und Oberst Perl-Mückenberger stehen auch noch. Ob sie bewohnt sind, konnten wir jedoch nicht feststellen. Natürlich ist alles verkommen und ungepflegt. Als wir dann weitergingen, dem Kreuzweg zu, mußten wir noch ein zweites Tor passieren.

Wir sind dann nach links abgebogen und kamen ungefähr bei Hoppe-Hamann heraus. Es sieht alles so anders aus, daß man sich schlecht orientieren kann. Und überall hohe Mauern und Verfall. Die ganzen Häuser links vom Kreuzweg sind scheinbar unbewohnt und alle mit einer zwei Meter hohen Mauer umgeben. Da der Zugang nicht erlaubt ist, sieht man nur die Spitzen der Dächer. Ich habe die Schule gesucht, konnte sie aber nicht erkennen, obwohl ich auf einem Bild hinterher festgestellt habe, das müßte sie sein.

Plötzlich stand ich vor dem Teich, wo wir im Winter Schlittschuh und Schienchen gelaufen sind. Er ist auch kleiner geworden und verwildert. Das Haus von Lehnert und Wendel steht nicht mehr. Ebenso dahinter das, wo zuletzt die Kriegsgefangenen untergebracht waren. Der Hohlweg, den wir im Winter zum Schlittenfahren benutzten, ist nicht zu erkennen. Die hohen Tannen sind alle fort, alles nur noch wildwucherndes Gestrüpp. Das lange Acht-Familien-Haus ist aber noch da und auch bewohnt. In der Wohnung, wo früher Schelwat wohnte, erlaubten uns die jetzigen Bewohner sogar, die Innenräume anzusehen. Ich durfte überall hin und auch fotografieren. Und da auch hier die hohen Bäume überall weg sind, konnte ich von dem oberen kleinen Zimmer den Ilgeßer und die Wiesen weit bis zur anderen Seite der Memel fotografieren.

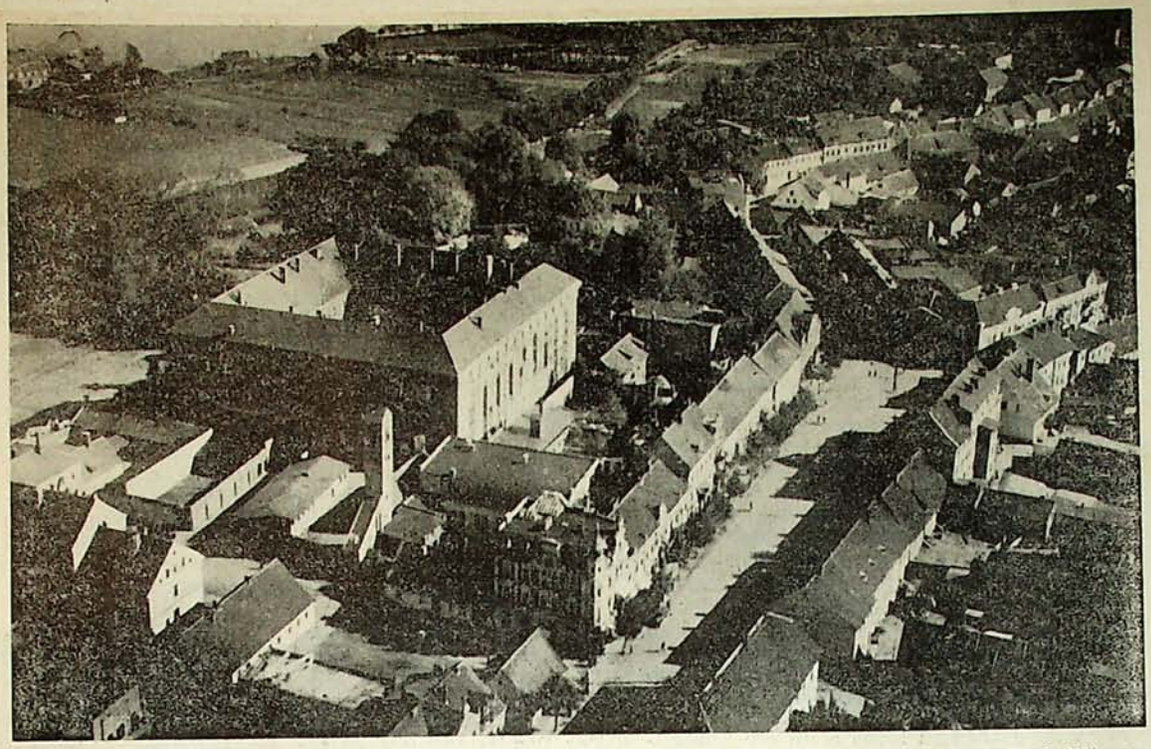
Das ganze letzte Haus ist auch verschwunden, nur die Kellerräume stehen noch. Gerne wäre ich noch den Paskallwus hochgeklettert, ich konnte ihn nur von ferne sehen. Und das Haus, wo meine Eltern gewohnt haben und ich meine Jugendzeit verbracht habe, sieht ganz traurig aus. Es ist unbewohnt und total verkommen. Die andere Seite, die Ruddigkeit bewohnt haben, sah schon ein bißchen besser aus. Die ganze Front hat einen weißen Anstrich erhalten. Auf den Hof durften wir nicht rauf und auch nicht fotografieren. Man sagte uns, dort liege Militär und damit mußten wir uns zufriedengeben.

Das Bürogebäude, die Badeanstalt und der alte Speicher stehen noch. Dort wurden, als das Gemeinschaftshaus noch nicht da war, immer die Erntefeste gefeiert. Ob das Gemeinschaftshaus, von manchen auch liebevoll Schafstall genannt, noch steht, weiß ich nicht. Beim nächsten Besuch werde ich mir alles noch genauer ansehen. Der Remontestall zwischen Speicher und der langen Scheune fehlt ganz. Auf dem Friedhof bin ich leider nicht gewesen. Ich habe versucht, von Kupsch über die Sauerampferschlucht dort hinzukommen, es war aber nicht möglich. Es ist alles so verwildert, daß es kein Durchkommen gibt. Trotz allem aber habe ich mir vorgenommen, noch einmal hinzufahren, wenn auch vieles fremd geworden ist.



... und die alte lange Scheune mit einer Ecke des Speichers

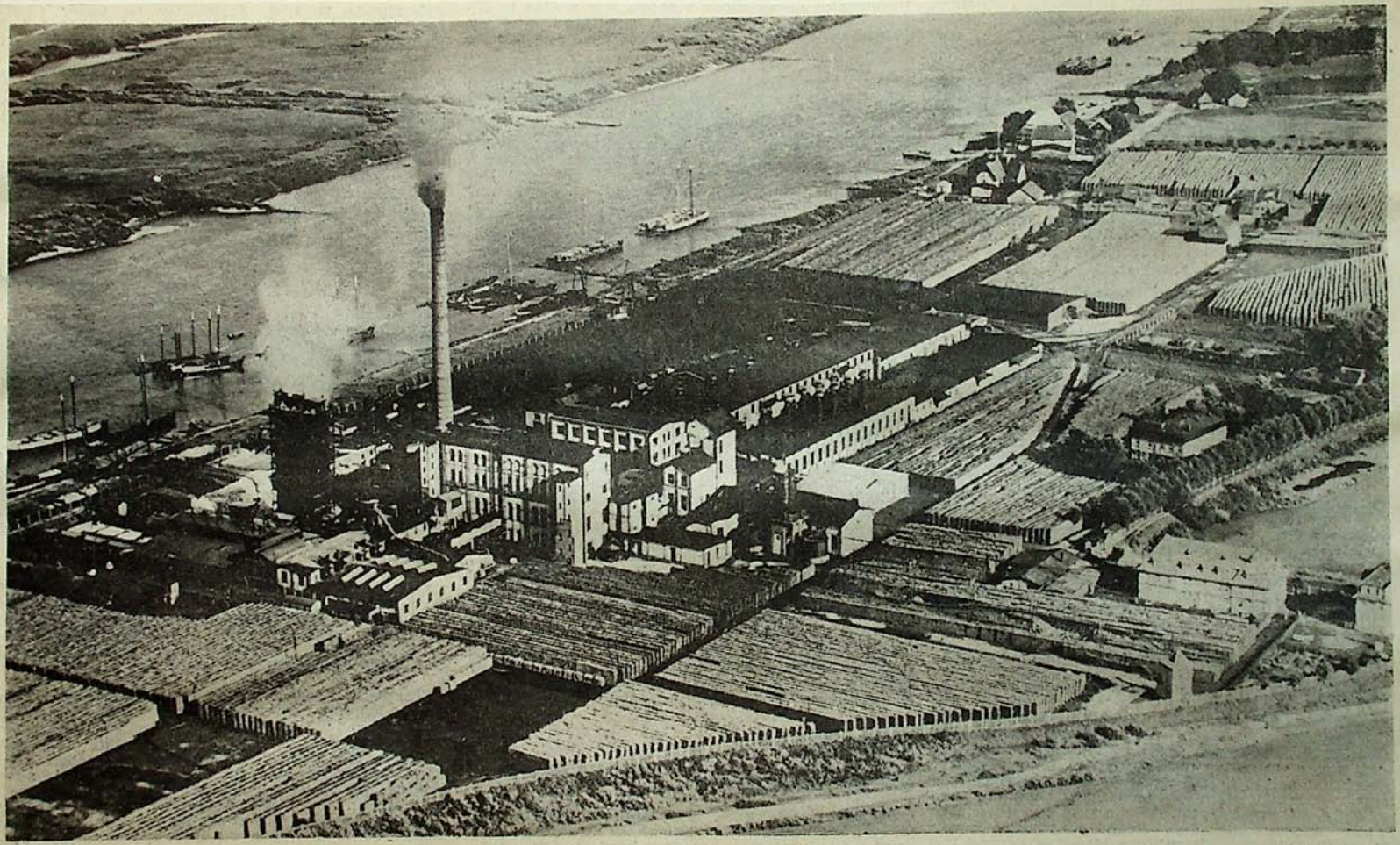
Fotos privat



Ragnit, Blick auf Schloß und Altstadt. *Hansa-Bild, Münster*

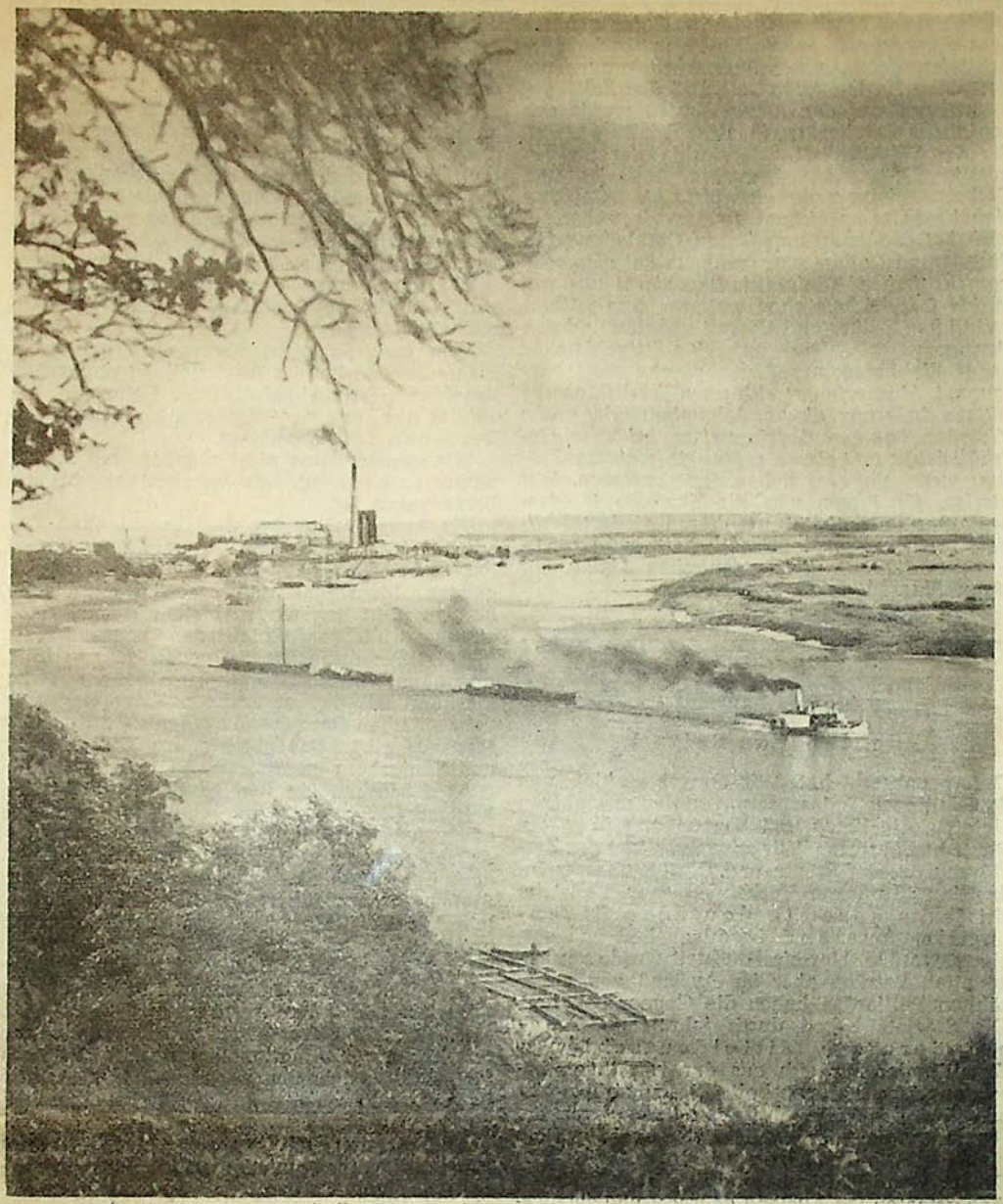
Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Gerhard Rautenberg entnommen dem Kalender „Ostpreußen im Bild" 1964 (3,30 DM)..

Blick über den Mühlenteich auf Ragnit Foto Krome



Das Zellstoffwerk in Ragnit aus der Luft gesehen

Foto Archiv



Memelabwärts nach Ragnit

An einer Biegung der Memel entstanden inmitten fruchtbarer Wiesengründe Burg und Stadt Ragnit. Der Dampfer, der den Schleppzug führt, kämpft gegen die starke Strömung an. Die große Zellstoffabrik Waldhof-Ragnit war das Ziel vieler Flöße. — Über die Stadt Ragnit berichtet ein Beitrag im Innern dieser Folge.

Ragnit

einst

LANDESHUT

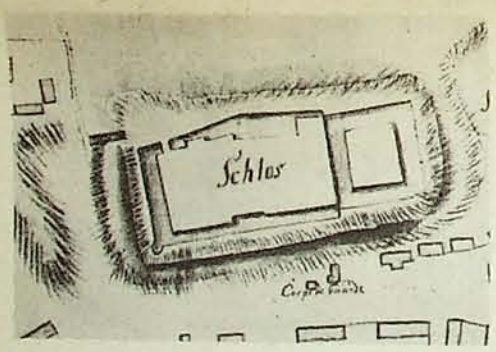
Von Arnold Grunwald

Einen „riesigen Steinblock" nennt der Verfasser das alte Ordensschloß Ragnit. Der quadratische Bau mit 59 Meter Seitenlänge war die Hauptburg eines großzügig geplanten Verteidigungsrings im Umkreis der Memel. Die erste, 1289 noch als Erdwerk errichtete Wehranlage führte den Namen Landeshut, denn sie sollte Landeshüterin beim Einfall heidnischer Scharen sein. 1397 begann der Ausbau der Burg in Backstein unter der Oberleitung des tüchtigen, aus Koblenz stammenden Ordensbaumeisters Nicolaus Fellensteyn, der sich als ein Meister der Wölbekunst beim Bau des Hochmeisterpalastes der Marienburg erwiesen hat. Die Innenräume wurden im vorigen Jahrhundert verändert, weil das alte Schloß Ragnit zum Gefängnis bestimmt wurde. Auch die Außenfronten büßten durch Wanddurchbrechungen viel von ihren ursprünglichen Formen ein, dennoch übten sie eine großartige Wirkung aus.

Zwei Jahre vor dem Ersten Weltkrieg besuchte ich zum ersten Male Ragnit auf einer Wanderung mit Freunden von Tilsit aus. Wir überschritten die Luisenbrücke mit ihren mächtigen Bögen; vom Brückenkopf, dem kleinen, ach so oft besuchten Gasthaus auf der nördlichen Memelseite, erfreuten wir uns an dem schönen Anblick der malerisch daliegenden Stadt und empfanden den barocken Turm der Deutschen Kirche auf seinem Kugelunterbau wie Musik. Dann aber ging es ostwärts durch die Wiesen mit ihrem üppigen Graswuchs und den weidenden Herden bei Krakonischken ,bis zum sagenumwobenen Rombinus. Steil fiel das Ufer ab, und an seinem Fuße wälzte breit und mächtig der Memelstrom seine Wogen. Drüben lag unser Wanderziel, die Stadt Ragnit mit ihrem hohen Kirchturm im Hintergrund und dem riesigen Steinblock seiner alten Ordensburg, schlicht und schmucklos, aber voll imponierender Wucht, ein Ausdruck unerschütterlicher Macht, die allen Stürmen zu trotzen schien.

Zellstoffabrik Waldhof-Ragnit

Das neuzeitliche Interesse aber richtete sich auf die tiefer am Ufer liegende Zellstoff-Fabrik Waldhof-Ragnit mit ihren hohen Schloten und großen Turbinenhallen; sie war vor kurzem fertiggestellt worden, eine Begründung des Mutterwerkes Waldhof bei Mannheim. Mit ihrem Heer von Arbeitern veränderte sie völlig den Charakter der Stadt Durch ihren Zustrom vermehrte sich die Einwohnerzahl des kleinen, verträumten Beamten- und Kleinbürgerstädtchens fast auf das Doppelte, und der Arbeiter beherrschte das Stadtbild. Doch uns Wanderern fesselte das ewige Wallen des mächtigen Stromes, den wir auf einer Fähre überquerten. Noch lag damals die weit und breit bei allen Rudersportlern bekannte „Westerplatte" an seinem Ufer. Später ging sie ein, und ihre führende Stellung übernahm der Ragniter Ruderverein, der ein geräumiges Bootshaus auf dem Gelände der „Zellstoff" erbauen durfte und eine beachtliche Rolle auch im geselligen Leben der Stadt spielte. Friedlich und lachend lag jetzt im Sommer die Wasserbreite da. Die Umfassungsmauer der Fabnik schien diese nur vor Unbefugten zu schützen. Auf der Stadtseite lief an ihrem Zaun ein mit Schlacke gefestigter Weg durch das tiefliegende und versumpfte Gelände, aus dem ich zu



Diese aus dem 18. Jahrhundert stammende Grundrißzeichnung des Schlosses Ragnit wurde im Preußischen Staatsarchiv zu Königsberg aufbewahrt.

meiner Freude den schrillen Ruf des Eisvogels vernehmen und sein blaugrün blitzendes Gefieder wie ein Juwel in das Wasser stürzen sehen konnte.

Weltweise und zeitenfern schaute die Ordensburg von ihrer Höhe mit ihren Fenstern herab. Der „Schwarze Weg" wird jedem Ragniter noch als beliebter Spaziergang für jung und alt in Erinnerung sein, und manches Herz mag noch heute im Gedenken an selige Jugendzeiten zu zweien lebhafter schlagen. Im Winter bot der zugefrorene Strom einen bequemen Übergang nach Übermemel, vorsorglich wurde der Weg mit Ästen abgesteckt. Flußaufwärts konnte man an den bewaldeten Anhöhen und weiten beschneiten Feldern entlang reizvolle Spaziergänge unternehmen. Wenn aber im Frühling der Strom anschwoll, sein mächtiger Rücken das Eis zerbrach und gewaltige Schollen tief aus Rußland kommend das alte Urstromtal klirrend und reibend erfüllten und die Memelwiesen weit bis zur Schreitlaugker Forst überfluteten, dann stieg das Hochwasser auch an der Fabrikmauer empor, wie eine Insel lag sie mitten in den Gewässern, die mit unheimlicher Kraft und gelassener Ruhe das ganze, am Burgberg liegende Unterland in Besitz nahmen, oft auch die Fabrikmauer überstiegen und neugierig den Fabrikräumen und Turbinen einen Besuch abstatteten, still murmelnd sich des modernen Unfugs wunderten und unter Hinterlassung von Schlamm und Geröll langsam wieder in ihr altes Bett zurücksanken. Das war ein Schauspiel, das Tausende zumal bei blitzender Frühlingssonne anzog und namentlich der Jugend Gelegenheit gab, lebensgefährliche Fahrten auf den an den Rand getriebenen, sich drehenden und wieder dem Strombett zustrebenden Schollen zu unternehmen, von einer zur andern zu springen und waghalsige Kunststücke zu probieren. Manches Scheltwort und mancher Schlag empfing die mutigen Seefahrer, wenn sie, die Wangen noch rot und die Augen noch blitzend ob der erlebten Abenteuer, aber doch etwas bedrückt vor die Mutter traten, weil die Schuhe völlig durchnäßt und verschmutzt waren und man an Hosen und Strümpfen keinen trockenen Faden finden konnte; gottlob, wenn alles noch so abging, aber schön war's doch!

Der Uhrturm — Rest der Vorburg

Wir Wanderer aber tippelten damals die steigende Straße zur Stadt und der Burghöhe empor und gelangten dann rechts nach Westen gewandt in wenigen Minuten zu dem geräumigen Rechteck des Marktplatzes. Breit begrenzte im Osten ihn der Gebäudekomplex des Hermannschen Grundstücks mit seinen großen Schaufenstern. An den Langseiten des Marktes standen links und rechts bejahrte Kaufmannshäuser mit Läden und Wohnungen und blickten an Markttagen auf das Gewimmel der feilschenden und kaufenden Marktbesucher. Auf der rechten Seite stand das Postgebäude, ein unscheinbarer Bau. Daneben lag damals noch das bekannte Gasthaus „Zur Post", in dessen Hinterzimmer, der sogenannten „Kadaksch", sich die Honoratioren der Stadt zum Dämmerschoppen trafen. Später mußte es dem Neubau des Kinos weichen. Weiter an der Ecke erhob sich kühn das hohe Gebäude von Kaisers Kaffeegeschäft und blickte hinüber auf das alte Landratsamt mit seinem schönen Garten, der zum Mühlenteich sich erstreckte und seitlich von hohen Kastanienbäumen flankiert wurde, die später altersschwach dem Verkehr und der Straßenverbreiterung zum Opfer fielen.

Das Landratsamt wurde nach Tilsit verlegt, und in den leeren Räumen fanden Magistrat und Sparkasse willkommene Unterkunft. Hier zweigte eine wichtige Verkehrsstraße nach dem südlichen Stadtteil und dem Bahnhof ab. Doch unser Augenmerk richtete sich vorerst auf die nördliche Ausweitung des Marktes gegenüber dem Landratsamt. Hier stand ein altes Bauwerk, ein Uhrturm, zu dem einige Stufen unbenutzt emporführten, und wir verspürten historischen Boden. Hier hatte einst die Vorburg des großen Ordensschlosses sich ausgedehnt, von der nur noch der Uhrturm Zeugnis ablegte. Hinter ihm und seitlich etwas versteckt stand ein mächtiges Tor in einer Mauer, das den Eingang zur Burg bildete. Hier waren Amtsgericht und Zuchthaus in den alten Räumen untergebracht, und es bedurfte schon besonderer Erlaubnis und guter Empfehlung, wenn einem die doppelten Türschlösser geöffnet wurden und der Zutritt zum dunklen Geviert des Burghofes mit seinen düster aufragenden Trutzmauern gestattet werden sollte. Damals gingen wir zurück und auf die andere Seite des Marktes vorbei an den Geschäften und Auffahrten von Ehleben, Sauff und Kleinke. Hinter diesen befand sich ein riesiger Hof, in dem früher eine Brauerei betrieben worden war und jetzt unter anderem ein bullenstarker Schmied sein Gewerbe ausübte.

Am Ende des Marktes bei der Ibingschen Buchhandlung zweigte die Kirchenstraße ab und senkte sich zur Gegend des langsam verlandenden Zinkenteiches. Hier war noch Ruhe und Frieden des alten Ragnit. Links fielen mächtige Kastanienbäume auf; mit starken Eisenbändern wurden ihre Äste zusammengehalten, doch nach einem Jahrzehnt mußten auch sie wegen Altersschwäche leider gefällt werden. Sie standen vor den Pfarrhäusern, in denen Superintendent und Geistliche wohnten. Gegenüber erhob sich das alte Magistratsgebäude mit seinem von beiden Seiten zugänglichen Treppenvorbau. Hinter den Pfarrhäusern dehnten sich weite zugehörige Obst- und Gemüsegärten aus. An sie schloß sich im Zuge der Straße das Gotteshaus mit seinem erst später angebauten hohen Glockenturm an, einem weithin sichtbaren Wahrzeichen der Stadt. Ostwärts hinter der Kirche lag der alte Friedhof. Ein weiter Platz mit Schuppen und Übungsturm der Feuerwehr bot dann den Übergang zu dem roten Ziegelbau der Präparandenanstalt, die mit ihrer Front schon an der zum Bahnhof führenden, am alten Landratsamt oben beginnenden späteren Landrat-Penner-Straße lag. Aber schon fesselt den Blick ein im Grün hoher Bäume verstecktes hohes Gebäude aus roten Ziegeln. Golden schimmern durch die Äste große Lettern: „Königliches Lehrerseminar." Viele Lehrergenerationen sind hier ausgebildet worden, und wenn auch vieles hart und eng und mager war, die Vergangenheit wurde von der Erinnerung vergoldet, und die alten Klassenkameraden trafen sich nach einer bestimmten Reihe von Jahren, um beim „Jubiläum" schmunzelnd wieder die alten Räume zu besichtigen. Nach dem Ersten Weltkrieg fiel es der neuen Zeit zum Opfer, und in den Räumen wurde die Aufbauschule untergebracht.

Wer hätte damals auch nur im entferntesten ahnen können, welches Schicksal Deutschland treffen sollte!

Auf dem „Chimborasso"

Der Frieden von Versailles war geschlossen, das Memelland abgetrennt Die goldenen Lettern: „Königliches Lehrerseminar" waren auf den Boden gewandert, aus dem Seminar wurde die „Staatliche Deutsche Oberschule in Aufbauform", die begabte Volksschüler nach dem sechsten, später siebenten Schuljahr zum Abiturium und damit zur Universitätsreife führte.

Was bot die Schule für Möglichkeiten zur Erholung und Freude! Neben dem Schulhof mit seiner geräumigen Turnhalle hatte sie einen großen Schulpark so groß, daß im Sommer in ihm vier Klassen gleichzeitig unterrichtet werden konnten, ohne sich gegenseitig zu stören. Besonders gern saß man auf dem „Chimborasso", einem künstlich aufgeschütteten Hügel neben einem Teiche, der längst von großgewordenen Linden beschattet wurde. Bequeme und gepflegte Wege führten um den Park und durchschnitten ihn, und vom Morgen bis zur Dunkelheit stand er den Schülern ohne besondere Aufsicht zur Verfügung. Denn während die Mädchen in städtischen Pensionen untergebracht waren, wohnten alle Schüler im Schülerheim, das im nördlichen Wohnflügel des alten Seminars eingerichtet war. Ausgezeichnet war die Verpflegung für billigsten Preis. Lese- und Spielzimmer, eigene Bücherei, Zeitschriften, Radio und Grammophon mit erlesener Plattensammlung standen zur Verfügung. Auf Geselligkeit wurde größter Wert gelegt. Gemeinsam mit den zahlreichen Schülerinnen wurde im Sommer Volkstanz im Park gepflegt, im Winter gab eine Tanzlehrerin aus Tilsit Unterricht im Gesellschaftstanz. So konnten in der Aula, die reizend ausgeschmückt wurde, wundervolle Feste gefeiert werden, sei es zu Weihnachten, sei es bei der Verabschiedung der Abiturienten. In vier Fällen haben Schülerfreundschaften später zu glücklichen Ehen geführt.

Wie häufige Besuche der vorgesetzten Behörden aus Königsberg und dem Ministerium und deren steigende Bereitwilligkeit zur Bewilligung von Geldmitteln bewiesen, fand die Schule infolge ihrer Eigenart und ihrer ständigen guten Leistungen auch dort Beachtung und Anerkennung.

Das Landratsamt des Kreises Tilsit-Ragnit in Tilsit am Mühlenteich.

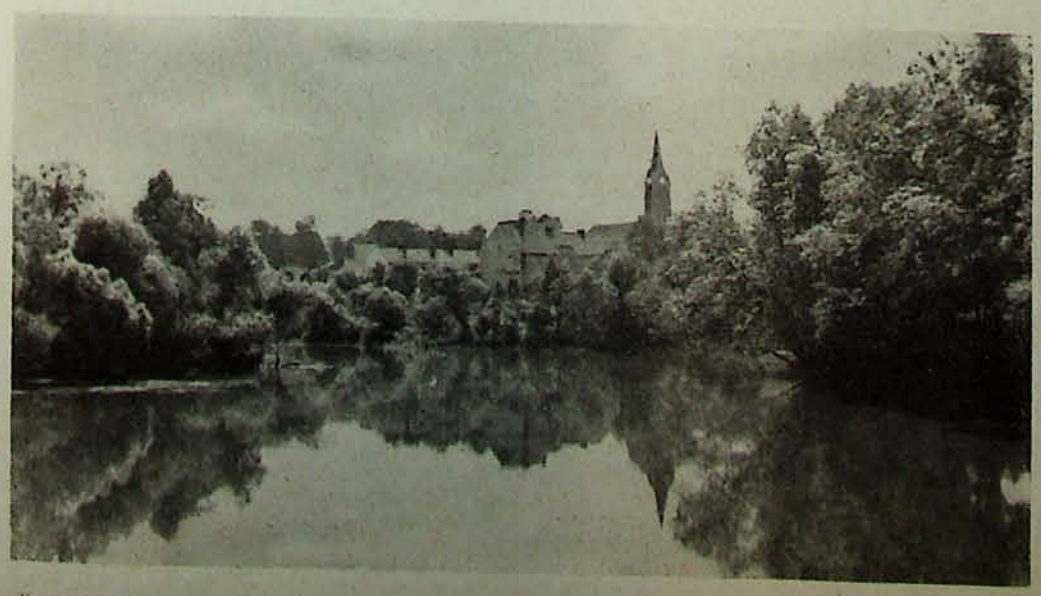
Schmucke Häuser in „Klein-Amerika"

Nach dem Russeneinfall in Ostpreußen 1914 hatte sich in den Vereinigten Staaten von Amerika die Kunde verbreitet, daß Ragnit in Flammen aufgegangen sei. Professor Eugen Kühnemann von der Universität Breslau war vom Kriegsausbruch in den Staaten überrascht worden. Ein glänzender Redner und auch der englischen Sprache in Wort und Schrift mächtig, hielt er überall und namentlich in Versammlungen der Deutschen flammende Reden in gutem Glauben und forderte zur Linderung der Not auf; viele, viele Dollar wurden gezeichnet und gespendet und fanden ihren Weg nach Ragnit. Zerstört war hier freilich nichts, aber infolge der angestiegenen Einwohnerzahl herrschte empfindliche Wohnungsnot. So bot die Spende willkommene Hilfe. Namentlich in der Richtung der verlängerten Seminarstraße wurden Häuser, zum Teil aus Holz, erbaut, und angebrachte Tafeln verkündigten den Namen des amerikanischen Spenders. Seitab der Straße wurde eine Siedlung errichtet mit schmucken Häuschen, kleinen Wirtschaftsgebäuden und Vorgärtchen. „Klein-Amerika" zu Ehren der Spende genannt.

Als ich drei Jahre nach Kriegsende Professor Kühnemann aus anderer Veranlassung zu einem Vortrag in Tilsit gewann, mußte ich mit ihm nach Ragnit fahren, um die seiner Initiative zu verdankenden Häuser und Anlagen zu besichtigen. Er legte Wert darauf, seinen amerikanischen Freunden zu berichten, was er mit eigenen Augen gesehen hatte; denn dort war Verdacht aufgestiegen. So kamen wir auch zu einem kleinen Häuschen, einem schlichten Holzbau mit Obergeschoß; auf der Gedenktafel lasen wir: „Eugen-Kühnemann-Haus, gestiftet von seinen Freunden in St. Louis." Nie werde ich die Rührung des Sechzigjährigen vergessen. Mit Tränen in den Augen schloß er mich auf offener Straße in seine Arme, und durchaus wollte er auch das Haus im Inneren besichtigen. Eine Arbeiterfamilie mit zwei Kindern wohnte dort, der Mann war nicht zu Hause. K. gab sich zu erkennen und unterhielt sich mit der Frau, dann fragte er mich leise verschämt, ob er den Leuten wohl etwas Geld anbieten dürfe. Ich lachte und sagte nur: „Je mehr, desto lieber!" und der Betrag wurde dankend, aber ohne besonderen Gefühlsausbruch entgegengenommen.

Durch diese Gegend wurde später vom Bahnhof ein besonderes Geleise gelegt, das zur Zellstoffabrik führte und für diese bestimmte Waggons direkt dorthin transportierte. Der ausgedehnte Mühlenteich wurde durch den Bahndamm zerschnitten und der Damm selbst, freilich verbotenerweise, zu Spaziergängen benutzt. So wurde auch die verschwiegene und abgelegene Begräbnisanlage der Familie von Mack-Althof zugänglich. Im Schatten hoher Bäume auf einer in den Teich vorspringenden Landzunge gelegen, machten die etwa dreißig Gräber einen sehr weihevollen Eindruck. Da am Rande des Teiches auch Promenaden angelegt wurden, entstand hier ein schöner, ruhiger Spazierweg.

Als Kuriosum will ich noch erwähnen, daß ich 1952 in Varrazze an der Riviera einen Herrn kennenlernte, der mir im Gespräch erzählte, er sei verwundet in russische Gefangenschaft geraten und als Kranker nach Klein-Amerika ins Quartier gelegt worden; ambulant sei er dann in der Aufbauschule behandelt worden, die die Russen als Lazarett eingerichtet hatten.



Freundlich ist der Blick über den Teich hinüber zu der Stadt Ragnit. Im Hintergrund die 1772 erbaute Pfarrkirche.

Herbstliche Reitjagden in Ostpreußen

Der diesjährige sonnige Herbst, der in vielem dem klaren ostpreußischen Herbst gleicht, läßt unsere Gedanken in Mußestunden wieder in unsere weite ostpreußische Heimat wandern. Wenn sich bei uns das Laub verfärbte, die Stoppelt geschält waren, der Altweibersommer seine silbrigen Fäden spann, dann begann für viele Ostpreußen, die das Glück hatten, der grünen wie der roten Jagd huldigen zu können, eine der schönsten Zeiten des Jahres.

Wem es vergönnt war, einmal eine Jagd auf den wunderbaren Pferden des Trakehner Jagdstalles zu reiten, der wird dieses Erlebnis niemals aus seiner Erinnerung streichen können. — Genau so werden diejenigen nie den Prinz-Friedrich-Sigismund-Erinnerungspreis vergessen, die einmal diese wohl schwierigste Geländeprüfung des Kontinents geritten haben. Hindernisse wie Spitzgraben, Judenbach, Reitdamm, Gurdschener Eschen, — um nur einige zu nennen — die nicht ganz ohne Schwierigkeiten zu überwinden waren.

Von Trakehnen wandern die Gedanken zu dem wohl herrlichsten Turnierplatz des europäischen Festlandes, den ein Mann — Oberstleutnant Woelki — geschaffen hat: Zu dem Turnierplatz in Insterburg. Neben dem Namen Woelki muß auch gleich unser allverehrter, einziger und langjähriger Vorsitzender der ostpreußischen ländlichen Reitervereine, Schulz-Fademrecht, Lamgarben, genannt werden. Wer denkt nicht bei dem Namen dieses mit der ostpreußischen ländlichen Reiterei so verbundenen Mannes an das herrliche Bild, das er bot, wenn er auf seiner bildhübschen Trakehner Stute „Traumfee" vorbeiritt! —

Einmalig waren wohl die vierzehn Tage in Rauschen, diesem Platz an der Steilküste des Samlandes mit seiner eigenartigen Schönheit und dem wohl schwersten Rennen, „dem Ostsee-Querfeldein".

Wer sieht nicht bei der Einweihung des Tannenbergdenkmales, an der die ostpreußischen ländlichen Reitervereine teilnahmen, den herrlichen Viererzug der ostpreußischen Pferde!

Voran ritt Major Walzer als Totenkopfhusar.

Wer vergißt den alten Rittmeister Teubner auf seinem „Bobby", der dem Natanger Reiterverein vorstand? Wer erinnert sich nicht an den großen Aufmarsch der ostpreußischen ländlichen Reiter in Königsberg, an die Namen Herbrechter-Elisenthal, Pachnio-Barten und Oskar Lengnik? Wer sieht nicht den Johannisburger F. W. Kautz vor sich? Wessen Gedanken gehen nicht auf die Guber Wiesen zurück? Da kommt dann der Name Wiehler-Kotittlack wieder ins Gedächtnis. Sie sind ja alle kaum noch zu nennen. Stellvertretend für alle, die sich damals der ostpreußischen ländlichen Reiterjugend annahmen, seien diese Namen genannt.

Dann stehen gleichzeitig auch unsere guten vierbeinigen Kameraden vor unserem inneren Auge, die dem ostpreußischen Pferd Weltruf einbrachten: „Nurmi", „Kronos", „Absinth", „Ben Hur", „Beate", „Johanniterin", „Ilse 13", „Landgraf II", „Vogler", „Jubellaut", „Heimatsang", „Heimathorst", „Hochsitz", „Chlodwig", „Blitzmädel", „Herold", verbunden mit ihnen die Namen Hillenberg, v. Kulessa, Hans Schmidt, Paul Gilde, Georg Heiser, Gustav Schwandt, die Böttchers, Kurt Scharffetter, Helmut v. d. Groeben, Günther Temme, Radzuhn.

„Wasserjagd" im Seitensitz

Anknüpfend an dieses Wandern der Gedanken in die Heimat, verbunden mit den durch die Nennung von Pferden und Reitern aus der ostpreußischen ländlichen Reiterei hervorgezauberten Bildern darf ich ein Geschehnis aus meiner engeren Heimat wiedergeben, deren sich alle Beteiligten nur unter der Überschrift „Die Wasserjagd" erinnern:

In meiner Natanger Heimat wurde ab 20. September in jeder Woche eine Jagd geritten, an der sich etwa 35 bis 50 Reiterinnen und Reiter beteiligten. Wir hatten in den Kreisen des Natanger Gebietes viele begüterte Reiterinnen, die damals alle noch im Seitensitz schwerste Jagden bewältigten. Wir hatten vor ihrem Können große Achtung.

Nach Abschluß einer Jagd wurde die nächste Jagd festgelegt, die dann von dem Jagdherrn sorgsam ausgesucht und aufgebaut wurde. Es hat Jagden bei uns gegeben — ich denke an die Groß Klingb., die eine Strecke von 17 Kilometern hatten, mit zwei oder drei Schrittreprisen.

Aber nun zurück zu der „Wasserjagd", die von einem Mitglied des Natanger Reitervereins in Ma. mit den angrenzenden Gütern Schö. und Freu. aufgebaut wurde.

In der Nacht vor dem Jagdtag hatte es 60 bis 70 mm oder noch mehr geregnet. Zum festgesetzten Zeitpunkt versammelte sich trotz des weichen Bodens ein stattliches Feld von 38 Reiterinnen und Reitern, darunter sechs Damen, die, wie vorher berichtet, im Seitensitz ritten. Es war schon gegen Ende der Jagdsaison, also war die Jagd, was die Länge und die Höhe der Hindernisse anbetraf, verhältnismäßig gut aufgebaut. Das Jagdgelände, über das das Jagdfeld gehen sollte, wurde durch die beiden Flüßchen Jarft und Lauter durchkreuzt. Der alte Rittmeister Teubner auf seinem „Bobby" wünschte nach der üblichen kurzen Ansprache „Gute Jagd" und ab ging die Post unter Führung von zwei „Hunden" — einer davon war der gute Günther Temme.

In der Strömung versunken

Nach einem wundervollen Galopp durch verhältnismäßig nicht zu tiefen Boden über die Weidegärten mit mehreren Ein- und Aussprüngen, kam die erste Schwierigkeit, das Durchqueren des Jarftflusses. Ein sehr steiler Abstieg, der eine ausgesprochene Rutschpartie wurde, und auf einmal stand das Jagdfeld vor einem „reißenden Strom", der Jarft, die normalerweise eine Breite von drei bis vier Meter

Schnappschuß von einem Querfeldeinreiten. Im schnellen Ritt wirken die Pferde etwas verwischt, doch sieht man die Spannung von Reiter und Pferd. Es geht durch die Bahnau. Vorn links der reitende Schulmeister Hülsen auf „Garda", vorn rechts Leopold von Saint Paul (Otten) auf „Marmor" und als letzter der Verfasser des Artikels auf „Sturmvogel".

hatte, infolge des Regens in der Nacht zuvor jedoch einige Meter Breite mehr aufwies. Es gab einen kurzen Stopp. Die beiden als „Hunde" reitenden Jagdteilnehmer suchten nach einem Umweg; da ertönte die Stimme des Masters: „Nu man lustig!" Wir durchquerten die Jarft und erlaubten uns dann, nachdem wir etwas Abstand vom Feld gewonnen hatten, dem Schauspiel des Durchquerens des restlichen Jagdfeldes zuzusehen. Eine in Ostpreußen sehr bekannte Reiterin — sie trug ständig ein Monokel, selbst bei den Jagden — ritt bis an die Strömung der Jarft heran; das Pferd wollte die Stromschnellen überspringen, kam aber zu kurz und — die Wasserwogen schlugen über dem Kopf der Reiterin zusammen!

Wir vermuteten, daß die Dame auf Grund dieser „Abkühlung" der Jagd nicht mehr folgen würde, aber diese Annahme war falsch! Ohne eine Miene zu verziehen wurde weitergeritten. Ähnliches passierte beim nochmaligen Durchqueren der Jarft und später der Lauter noch einige Male. Jedenfalls wurde jeder Reiter zumindest bis unter die Arme naß.

Die Jagd näherte sich dem Ende — die Lauter mußte noch einmal durchquert werden. Als die beiden als „Hunde" reitenden Jagdteilnehmer heranritten, wollten sie keinesfalls diese Stelle des Flusses durchqueren, obwohl dieses durch Öffnen eines Zaunes möglich war. Der gute alte Rittmeister Teubner rief aber: „Na, wollt ihr nicht — oder habt ihr Angst vor Wasser?" Die Strömung war so stark, daß wir bis zu 15 Meter von der Einreitestelle abgetrieben wurden. Nicht ein einziger Reiter des Jagdfeldes hatte aufgegeben, trotz der „Wasserpantomime", — und ein so fröhliches Kaffeetrinken hat es wohl noch nie gegeben, wie nach diesem „feuchtfröhlichen" Tage. Die Hausfrau, bei der der Kaffee getrunken wurde, hatte sämtliche Damen „trockenlegen" müssen, und die Mär erzählt, daß man an diesem Tage mehr Kognak als Kaffee trank. Einen Schnupfen hatte sich aber niemand zugezogen.

*

Unvergessen sollte diese Gemeinschaft in diesen schönen Herbsttagen bleiben, die wir in unserer Heimat in jedem Kreise pflegten. Diese Gemeinschaft wurde nach dem Ersten Weltkrieg durch die ostpreußischen ländlichen Reitervereine begründet, deren Herr und Meister — auf das Reich bezogen — unser großer Gustav Rau war. Unvergessen sollen uns auch die Kameraden sein, die den grauen Rock trugen und die mit uns zusammen den Weltruf des ostpreußischen Pferdes begründeten.

Die Erinnerung ist ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können. —

Nachtmarsch auf Socken

In einer kleinen Stadt in Ostpreußen, nahe der russischen Grenze, war der Dienstsitz eines Brigadegenerals. In seinem Haus wurden die Fahnen und Standarten der in dieser Stadt stehenden Regimenter eingestellt. Der Wachtposten vor diesem Gebäude war ein Ehrenposten und deshalb zogen dort auch nur Gefreite auf, die die Infanterie stellte. In einer sehr kalten, verschneiten, mondhellen Winternacht stand der Gefreite B. als Posten vor der Fahne. Er war in einen Schafspelzmantel eingehüllt und trug große Filzschuhe über den Stiefeln. Die behandschuhten Hände steckte er in die gegenseitigen Pelzärmel, denn sein Gewehr hatte er um Mitternacht, wo sich in dieser kleinen Stadt keine Menschenseele auf den Straßen sehen ließ, vorschriftswidrig in das Schilderhaus gestellt und ging vor diesem nicht sehr großen Gebäude langsam hin und her.

Endlich schlug die in dieser klaren Winternacht weithin klingende Glocke der Kirchenuhr die Stunde seiner Ablösung, der Postenwechsel ging in der Nacht ohne die sonst übliche einexerzierte Formalität vor sich und nach der Übergabe der Filzschuhe, aus die der Gefreite B. aus und sein Ablöser einstieg, marschierte der Gefreite B. mit seinem Kameraden, der den einen Posten auf- und den anderen abzuführen hatte, zum Wachtlokal.

In diesem Wachtlokal, das nur durch eine Petroleumlampe spärlich beleuchtet war, lagen schon die Kameraden auf den Holzpritschen und schliefen. — Vorschriftswidrig! —, denn der Soldat darf auf der Wache nur ruhen, aber nicht schlafen. Aber auch der wachthabende Unteroffizier, bei dem sich der Gefreite B. von seinem Posten zurückmelden mußte, saß gestützt durch seine Arme über seinen Tisch gebeugt, dösend im Halbschlaf, und der Gefreite B. sah sich nun auch nach einem Ruheplatz um und fand ihn in der hintersten Ecke des Raumes. Hier legte er sich mit geöffnetem Seitengewehr-Koppel nieder; aber er konnte nicht zu der ersehnten Ruhe kommen, denn in diesem überheizten Raum fingen ihm die Füße zu brennen und zu kribbeln an und deshalb erhob er sich noch einmal, zog seine Stiefel aus, knetete seine Fußzehen ordentlich durch und legte sich nun so ohne Stiefel wieder hin, um auch gleich in den gewünschten Schlaf abzusegeln.

Plötzlich vernahm er einen fürchterlichen Radau, schreckte hoch und sah nur noch die letzten seiner Kameraden aus der Tür flitzen. Er wußte sofort, daß die Wache durch den Offizier vom Ortsdienst kontrolliert werden sollte und daß er auch so schnell wie dies noch möglich war, raus mußte. Zum Anziehen der Stiefel blieb keine Zeit mehr, und so lief denn der Gefreite B. auf Strümpfen hinaus und stellte sich, da die Rotten an den Gewehrständen geschlossen werden mußten, als letzter auf den linken Flügel in das zweite Glied und nahm das dort stehende Gewehr in seine Hand. Der Wachthabende kommandierte die Ehrenbezeigung und erstattete dem Offizier die vorschriftsmäßige Meldung.

Soweit war ja nun alles in Ordnung. Doch nun wollte der Offizier den Posten auf den Schießständen, die außerhalb der Stadt lagen, kontrollieren und weil dort einmal Schüsse gefallen sein sollen, bestand eine Vorschrift, nach der der kontrollierende Offizier nicht allein in der Nacht die Schießstände aufsuchen durfte und sich zu diesem Kontrollgang eine Begleitung von der Wache mitnehmen mußte. So auch heute. Dazu wurde die letzte Rotte bestimmt. Der Rekrut S. vorne und der Gefreite B. hinten. Kommando: „Das Gewehr über!" „Wache marsch!" Die mit Nägeln beschlagenen Stiefelsohlen des Rekruten S. knallten laut in der nächtlichen Stille auf dem vom Schnee befreiten Steinpflaster vor der Wache bis zum Kommando: „Rührt Euch"! Der Gefreite B. hatte seine Strümpfe zum leichteren Einschlüpfen in die Schaftstiefel über die Hose gezogen und deshalb war es auf den ersten Blick nicht so leicht zu merken, daß er keine Stiefel anhatte. So marschierten denn die beiden im Gleichschritt auf den Fahrbahnen und anderen Wegen durch Eis und Schnee eine halbe Stunde lang zu den Schießständen.

Der Offizier rief und pfiff dort den patrouillierenden Posten. Der meldete sich. So konnten die beiden Begleiter wieder zur Wache zurückmarschieren.

Alle Kameraden lagen wie vordem auf den Pritschen und schliefen, auch der Wachthabende döste wieder über seinen Tisch. Die beiden Soldaten meldeten sich zurück und alles war somit in bester Ordnung, bis auf die Füße des Gefreiten B. Die Strümpfe waren total zerfetzt und Schmerzen spürte er auch, denn das scharfe Eis hatte ihm mehrere kleine Wunden an den Füßen gerissen, aber was macht das aus, waren ihm doch wegen Wachvergehens fünf bis sieben Tage Arrest erspart geblieben.

Er zog die Strümpfe aus, trocknete sich die Füße ab, zerriß sein Handtuch zu Fußlappen, legte diese um seine Füße, zog seine inzwischen trockengewordenen Stiefel wieder an und machte sich fertig zur Postenablösung, denn inzwischen war es schon wieder soweit. Gott sei Dank! Alles ist gut gegangen, man ist jung und kann als Soldat doch allerhand vertragen! — so dachte er.

Es vergingen acht Wochen. Der Gefreite B. ging an einem Spätnachmittag über den Kasernenhof, im Drillichanzug und Holzpantoffel an den Füßen, wie es damals im Innendienst üblich und auch Befehl war. Dabei traf er den Leutnant, der damals die Wache kontrollierte und den Kontrollgang zu den Schießständen unternommen hatte Der Gefreite B. nahm Haltung an und wollte an dem Offizier vorbeigehen, doch der hielt ihn an, schaute auf seine Holzpantoffeln und fragte ihn lächelnd: „Na, hast Du noch immer keine Stiefel?"

P. B.

Bücherschau

Rudolf Delling: Dome und Münster. 41 Bildtafeln. 100 Seiten. Querformat, um 17,5x12,5 cm. Verlag W. Weidlich, Frankfurt (Main), 9,80 DM.

Die Fassaden deutscher Dome, so wie sie von tüchtigen Zeichnern der romantischen Epoche unter gewissenhafter Beachtung aller Einzelheiten und mit meisterlicher Beherrschung der Perspektive auf den Litho-Stein oder die Kupferplatte gebracht wurden, lassen sich in einer besinnlichen Stunde betrachten. Seine Freude hat man auch an der feingegriffelten Darstellung von Volksgruppen, Reitern und Kutschen, die die Kirchenplätze beleben. Die reizvolle Sammlung beginnt mit dem Dom zu Aachen. Der Königsberger Dom mit benachbarten Häusern auf dem Domplatz und der Mauerpforte zum Hof des Kneiphöfischen Gymnasiums erweckt eine liebevoll gehütete Erinnerung. Die letzte Zeichnung zeigt den von Schinkel umgestalteten Berliner Dom. Jeweils auf der linken Seite wird ein erläuternder Begleittext zu den einzelnen Bauten gegeben, der ihre Entstehung und ihr Schicksal behandelt. s-h

Denn sie wissen nicht, was sie tun (Der Griff nach dem Leben im Atomzeitalter) von Theo Löbsack. Verlag C. H. Beck, München, 217 Seiten, Ganzleinen, 9,80 DM.

Die biologische Welt unseres Lebens, wie die Forscher und Wissenschaftler sie entdeckten und heute zu beeinflussen vermögen, ist der Inhalt dieses aufschlußreichen Buches, das vom Verfasser in einer allgemein verständlichen und doch wissenschaftlich gründlich fundierten Form geschrieben worden ist. Besonders der gefährliche Mißbrauch von Strahlen mit der möglichen Beeinflussung des Erbgutes wird an Hand von zahlreichen Forschungsergebnissen vor dem Leser ausgebreitet, wobei den neuesten Erkenntnissen der Erbbiologen der entsprechende Platz eingeräumt wird. Es ist ein aktuelles und sehr lesbares Buch, das mit einem Blick in die Zukunft der erbbiologischen Forschung abgeschlossen wird.

Marion Lindt spricht. Langspielplatte (45 U/min), Gräfe und Unzer Verlag, München.

Wer herzhaft lachen will, der lege sich diese Späßchen der beliebten ostpreußischen Vortragskünstlerin auf den Plattenteller. Man sitzt davor und läßt sich von der Naivität und dem heiteren Humor bezaubern, der in diesen Geschichten steckt. Sie heißen: Brief der Jette Plischkumkat, Unsere Kinderchens, Bei Lehmanns klingelt das Telefon, Brief an den treulosen Heinrich. Für die Jüngeren ist das Anhören zugleich die Möglichkeit zum Einfühlen, Auffrischen und Nachlernen der Muttersprache.

Oma Seidel un andre Jeschichtes op ostpreißisch Platt vartält vun August Schukat. Gräfe und Unzer, München. 12 feine dichterische Erzählungen in echtem ostpreußischem Platt. Kartoniert 2,80 DM, Leinwand 4,90 DM.

Dies Buch gibt dem Leser ein gut Stück seiner Heimat auf eine Weile zurück. Er sieht das friedsame Dorfleben dort an der deutschen Ostgrenze, er hört die Leute in ihren heimatlichen Lauten reden, denkt und fühlt mit ihnen, als sei er mitten drin und dabei. Es ist die eigne Kunst Schukats, mittels der unverfälschten plattdeutschen Sprache das Seelenleben der Landleute und ihre ganze Umgebung so lebendig und anschaulich darzustellen, daß jede dieser Geschichten ein mit feinen charakterisierenden Strichen gezeichnetes, oft auch recht farbiges Bild gibt und kaum der Illustration bedarf. Dennoch wird es den berufenen Zeichner reizen, diese Gestalten und Vorgänge in ihrer Eigenart aufs Papier zu bringen, und die eindrückliche Umschlagszeichnung von Lieselotte Plangger-Popp macht das Büchlein noch trautster, liebenswerter. — Es handelt sich hier nicht um großangelegte Dorfgeschichten, obwohl „Oma Seidel" und auch „De Bacher" in meisterhafter Kürze von tragischen Schicksalen erzählen. Die übrigen „Jeschichtens" sind fast durchweg Selbsterlebtes, das, in Hochdeutsch vorgetragen, vielleicht nur skizzenhaft wirken würde, nun aber durch das ehrliche Plattdeutsch eine bestimmtere Rundung und Färbung gewinnt, einen Hauch von frischer ostpreußischer Landluft und Herzwärme um den Leser verbreitet. Das Plattdeutsch Schukats ist ursprünglich, ihm eingeboren, in seinen Tönungen, seiner Aussagekraft fein belauscht und orthografisch sorgfältig wiedergegeben. Man sollte an diesem auch dokumentarisch wertvollen, lieben Buche nicht achtlos vorbeigehn. W. Sch.

Tisch- und Bettwäsche

auch in den in der Heimat gewohnten Größen, liefert Ihnen unsere Versandabteilung. Verlangen Sie Muster, bevor Sie anderweitig kaufen.

W. Lubich & Sohn, Abt. 3

Nürnberg, Roritzer Straße 32

Kulturnotiz

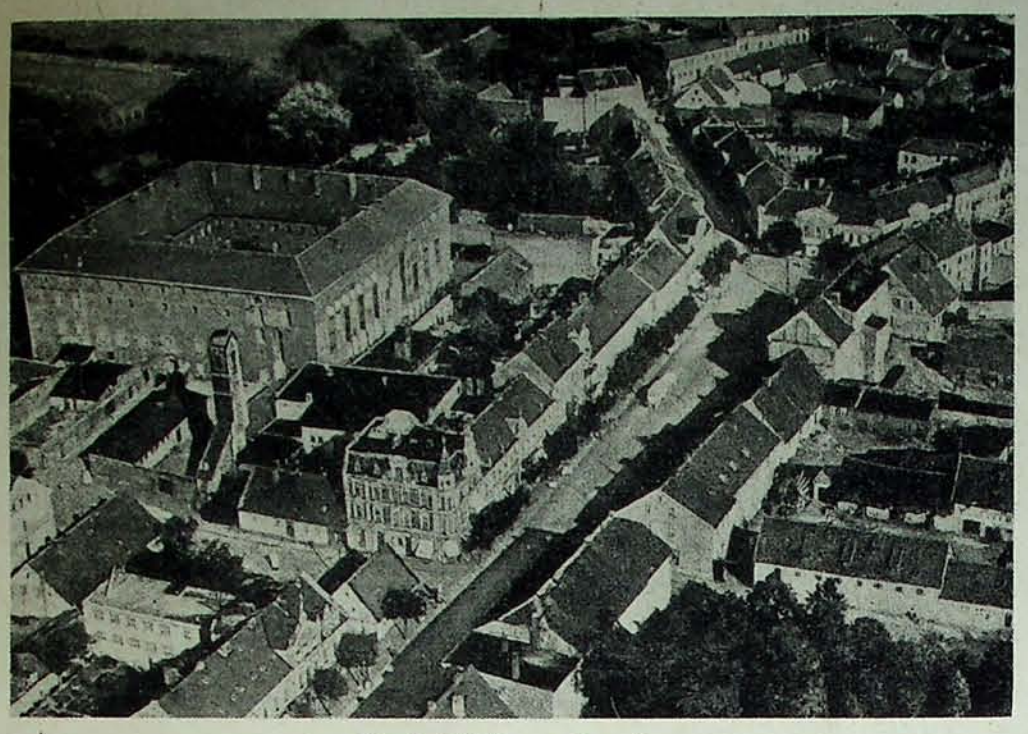
Der Maler und Illustrator Heinrich Klumbies wurde auf der Jahreshauptversammlung der Künstlergilde in Eßlingen zum Gildemeister gewählt. Er wurde als Sohn ostpreußischer Eltern in Neutomischel in der damaligen Provinz Posen geboren. Einige Semester studierte er an der Königsberger Kunstakademie. Dem für zwei Jahre bestimmten Vorstand gehört — wie bisher — der in Tapiau geborene Maler Ernst Mollenhauer als Leiter der Fachgruppe Bildende Kunst an. Er lebte früher in Nidden auf der Kurischen Nehrung. Leiter der Fachgruppe Darstellende Kunst ist Intendant i. R. Herbert Winkler-Lindberg, der als Spielleiter am Reichssender Königsberg tätig gewesen ist.

Noch keine sechs Meilen

Nicht jede Seehandel treibende Stadt liegt so unmittelbar an der See wie Memel. Von Bremen sind es 75, von Hamburg sogar 96 Kilometer bis zur Nordsee. Die Strecke von Königsberg bis zur Ostsee ist erheblich kürzer; sie beträgt nur 42 Kilometer.

Landeshüterin an der Memel

Nach der Marienburg das festeste Ordenshaus



Ein Luftbild von Ragnit

Das Bild wird beherrscht von dem wuchtigen Block der Burg. Vor ihrer Front ragt der „Saygerturm" (Uhrturm) wie eine Nadel hoch

„. . . Und kam mit den gefahren
Zu Schiff in Schalauer Land
Das der Memmeln den Strand
Zu beiden Seiten benannt . . ."
(Aus der Ordenschronik)

Im Frühling des Jahres 1277 fuhr von Labiau aus ein Schwarm von Booten die Deime hinab in das Kurische Haff. Einige hundert Männer, wohl an tausend, waren in den Schiffen. Sie hatten die langen Mäntel mit dem schwarzen Kreuz abgelegt, die eisernen Kettenhemden verstaut und die scharfen Schwerter griffbereit an die Bordwände der Kähne gestellt. Mit forschenden Blicken spähten sie nach dem ihnen unbekannten Ostufer des Haffs und merkten sich alle Flußeinmündungen und Hügel am Gestade. Sie steuerten dann mit mutvoller Erwartung in die Gilge: ein ritterliches Abenteuer begann.

Diese Segelfahrt war die folgenreichste, die je vom Kurischen Haff aus unternommen wurde. Dietrich, der Vogt von Samland, schickte sich mit seiner Schar von Brüdern und Kreuzfahrern an, das Kreuz in dem Prußen-Gau Schalauen aufzurichten und die dort wohnenden Menschen zum Christentum zu bekehren. Ritter und Reisige waren von ihrer Aufgabe zu innerlichst durchdrungen, denn Gott wollte sie. Dem Teufel sollte wieder ein Stück seiner Herrschaft auf Erden entrissen werden, denn niemand anders als er regierte nach der Auffassung des mittelalterlichen Abendlandes die noch heidnische Welt.

Etwa fünfzehn Kilometer unterhalb des Memeldurchbruchs bei Ober-Eißeln hatten die Schalauer ihre stärkste Feste auf einem Hügel am Strom. Sie nannten diese Stätte Ragaine. Man vermutet ihre einstige Lage auf dem späteren Schloßberg von Ragnit. „Ragana", „Raganita" und andere Bezeichnungen, die in alten Urkunden auftauchen, haben alle den gleichen Ursprung.

Die kleine Schar der christlichen Streiter nahm die Feste Ragaine in hartem Kampf, denn die Schalauer waren zähe Gegner, die sich nicht so leicht ergaben. Um das Land zu sichern, und den Schalauern, die sich hatten taufen lassen, Schutz gewähren zu können, ließ Landesmeister Meinhardt von Querfurt 1289 „auf einem Berg über der Memel zum Lobe und zur Ehre Gottes" die Burg Landeshute aufrichten, die aber schon sieben Jahre später „von dem benachbarten Fluß allgemein Raganita genannt wurde." Forscher wollen den Namen auch von dem litauischen Wort „Ragana" (= Hexe) ableiten und erklären, daß sich zu heidnischer Zeit auf dem Berg eine Kultstätte der Schalauer befunden habe. Heidnische Priesterinnen und Hexen waren das gleiche in der Vorstellung der Ritter.

Die Burg Ragnit, wie wir sie jetzt nennen wollen, war zunächst nur ein behelfsmäßiger Verhau aus Holz und Steinen; sie wurde mehrfach bei Aufständen und Litauer-Einfällen zerstört. Ihr vierter Aufbau erfolgte in Stein in den Jahren 1397 bis 1409. Die neue Burg wurde die stärkste nach der Marienburg im Ordensland. Die Aufzeichnungen über ihre Baugeschichte blieben erhalten und sind eine ergiebige Quelle für die Kenntnis des damaligen Bauwesens.

Mit Sorge sahen die Gebietiger des Ordens nach Nordosten, als sich Litauer und Polen politisch einander näherten. Ein Bund gegen den Orden war vorauszusehen. Daher errichteten die Ritter ein großzügiges Burgensystem in der Landschaft beiderseits der Memel. Die Hauptburg war Ragnit. Sie wurde ein bedeutender Waffenplatz und die Versorgungsbasis bei den Litauerfahrten des Ordens. Ihre Grundfläche war ein Quadrat von sechzig Metern: der geräumige Hof nahm tausend Quadratmeter ein; recht ausgedehnt war auch die Vorburg. Die drei Meter dicke Mauer konnte einen anrennenden Feind schon lange Zeit abhalten.

Von der Vorburg stand in unseren Tagen noch der Uhrturm, der schlanke „Saygerthurm". Bis auf einige Veränderungen, zumal im Dach, bewahrte die Hauptburg ihre alte Struktur. 1829 nahm sie das Kreisgericht auf; sie wurde auch als Gefängnis benutzt. Im Grundbuchraum entdeckte man im Anfang dieses Jahrhunderts Wandmalereien, die Wappen von Hochmeistern und Komturen darstellten, die in Ragnit residiert hatten. Hennig Schindekop, der Held von Rudau, war einer von ihnen.

Da von der Burg, als Hauptetappe bei Kriegszügen an der Memel, der Verpflegungsnachschub erfolgen mußte, wurde in ihrer Nähe ein „Viehhof" angelegt. So entstand das spätere Ragnit-Neuhof, das uns als Remonte-Amt bekannt ist.

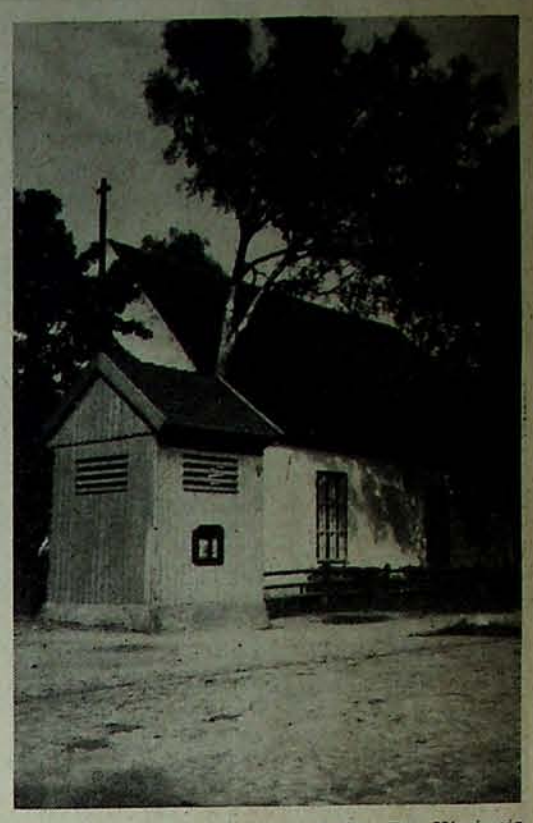
Die hohe Burg mit dem neben ihr stehenden zierlichen Uhrturm wurde zum Wahrzeichen Ragnits und beherrschte die Stadt. Ihr Bild hat sich fest in die Herzen der Ragniter eingeprägt.

Jagdmahl beim Breitenstein

Ein Imbiß im Freien ist ganz nach dem Herzen der Jäger. Im später gerodeten Waldgebiet an der unteren Inster fanden sie sogar einen von der Natur geschaffenen Tisch, an dem die Jahrtausende gehobelt hatten. Es war dies der abgeplattete große Findling, nach dem das Gut Breitenstein, dessen Name auf den Ort Kraupischken überging, genannt wurde. Schwere Granitblöcke, die das Eis vom hohen Norden nach Ostpreußen getragen hatte, fand man an vielen Stellen im Kreise Tilsit-Ragnit. Einige wurden in den Dörfern als Ehrenmale für die gefallenen Krieger aufgestellt.

Der Findling bei Breitenstein wich in seinem Aussehen völlig von den anderen ab; er hatte die Form einer viereckigen Steinplatte. Auf ihn stellte man nach anstrengender Jagd auf Auerochsen und Bären die Schüsseln und Teller und die Pokale; Hochmeister und Herzöge haben hier offene Tafel mit ihren Waidgenossen gehalten.

Reich an Steinen war auch die Gemarkung von Dundeln. Im Dundler Wald liegt ziemlich versteckt ein gewaltiger erratischer Block, der vier Vertiefungen aufweist. Es sollen die Abdrücke der vier Fingerknöchel einer geballten Riesenfaust sein, so behauptet es die Sage.



Aufn.: Dr. Kirrinnis

Die älteste Salzburger Kirche

Diese Kirche in Lengwethen (Hohensalzburg) im Kreis Tilsit-Ragnit war die älteste der Salzburger in Ostpreußen. Sie wurde 1735 erbaut. Ein abseits stehendes Glockenhaus (vorne im Bilde) ersetzte den fehlenden Turm. Die durch getriebenes Rankenwerk verzierte messingene Taufschale der Gemeinde hatten die Salzburger aus ihrer alten Heimat mitgebracht.

Der neugebildete Kreis

58 000 Menschen auf 1 100 Quadratkilometern

Durch das Diktat von Versailles wurden die nördlich der Memel gelegenen Teile der Landkreise Tilsit und Ragnit aus dem Verband der Provinz Ostpreußen herausgetrennt. Der Kreis Ragnit verlor 267 Quadratkilometer mit vierzig Ortschaften und 8800 Einwohnern, der Landkreis Tilsit büßte 647 Quadratkilometer mit 160 Gemeinden und 33 645 Einwohnern ein. Durch diese Verluste waren die beiden Restkreise jeder für sich nicht mehr existenzfähig; sie wurden daher unter dem Namen Landkreis Tilsit-Ragnit zu einem Verwaltungsbezirk vereinigt.

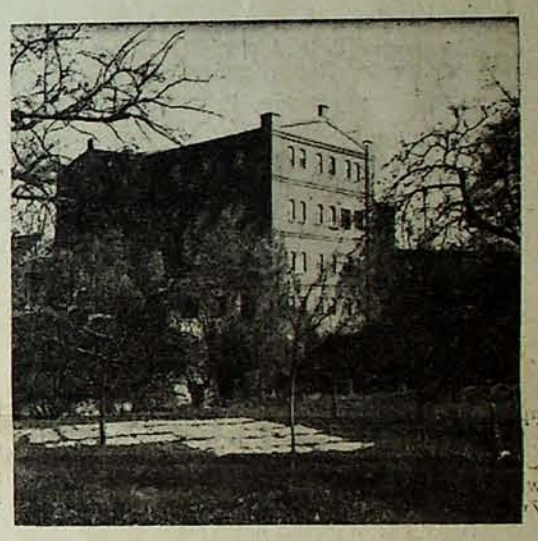
Der neu gebildete Kreis hatte nach Ausgleichungen mit den Nachbarkreisen eine Fläche von 1100 Quadratkilometern, auf der in den zwanziger Jahren annähernd 58 000 Menschen wohnten. Die Kreisverwaltung befand sich in Tilsit. Die einzige Stadt im Landkreis war Ragnit mit 10 094 Einwohnern im Jahre 1939. Ueber tausend Einwohner hatten die Orte Schillen (Szillen) mit 1942, Breitenstein (Kraupischken) mit 1263 und Trappen (Trappönen) mit 1005 Seelen.

Die Trappöner Forst

Von den 120 Quadratkilometern Wald im Kreise Tilsit-Ragnit fielen auf den zum Kreisgebiet gehörenden Teil der Trappöner Forst etwa 88 Quadratkilometer. Rund 11 v. H. der Bodenfläche im Kreis waren vom Walde bestanden.

Die Forstämter Trappönen (Trappen) und Neu-Lubönen (Memelwalde) teilten sich in die Trappöner Forst, die sich in einer Länge von fünfundzwanzig Kilometern südlich der Memel von der litauischen Grenze bis zur Scheschuppe hinzog und auch in den Kreis Pillkallen hineinragte. Vom Feuerwachturm am Nordostrand der Luböner Forst hatte man den besten Blick auf den weiten Wald. Durch das Aussetzen von Hirschen und Tieren aus Rominten erhielt das dort lebende Rotwild eine frische Blutzufuhr. Auf hundertundsiebzig Stück wurde der Bestand in beiden Oberförstereien während der zwanziger Jahre geschätzt.

Die im Westen gelegene Padrojer Forst mit den Förstereien Grüneberg und Hirschberg bildete mit ihren über zwölf Quadratkilometern Bodenfläche ebenfalls ein stattliches Waldgebiet. Auf dem lehmhaltigen Boden wuchs zumal die Rotfichte Gut. Nicht viel geringer an Fläche war die Schilleningker Forst, die sich seit dem Jahre 1810 im Besitz der Familie Reimer befand. Ueber 10,85 Quadratkilometer, rund viertausenddreihundert Morgen, dehnte sie sich aus. An diese Forst schlossen sich der Tilsiter Stadtwald und die Staatsforst Schnecken an. In der Schilleningker Forst wurde auf Damwild gehegt. An dem schilfumwachsenen Waldsee brütete der Kranich, auch der schwarze Storch wurde hier beobachtet. Kleinere Waldstücke waren über den ganzen Kreis verstreut.



Schloßmühle Ragnit

1932 gab es außer den dreißig Mahlmühlen noch 29 Windmühlen im Kreis Tilsit-Ragnit

Ragana gähnt

Nächst dem Zehlaubruch (etwa 2360 Hektar) ist die Kacksche Balis (1926 Hektar) das ausgedehnteste Hochmoor in Ostpreußen. Die Kreisgrenze zwischen Tilsit—Ragnit und Pillkallen führt mitten durch das Moor, das in seinem nördlichen Teil auch Torfmoor Königshuld genannt wird. Friedrich der Große ordnete die ersten Kultivierungsarbeiten an, daher erklärt sich dieser Name; es gibt auch zwei Ortschaften Königshuld am Moor.

Im Gegensatz zum Flachmoor erhebt sich das Hochmoor, von den Rändern her allmählich ansteigend, nach Regentagen in seiner Mitte. Bei trockener Witterung sackt es wieder zusammen. Bis zu zwei Metern kann dieser Höhenunterschied betragen. Mitunter sind die Häuser von Ortschaften am jenseitigen Rand gut erkennbar; ein andermal versperrt die Wölbung in der Moormitte die Sicht.

Ueber die Ursache dieses seltsamen Vorgangs hatten die Anwohner in früheren Jahrhunderten eine Erklärung bereit: die Zauberin Ragana (das litauische Wort für Hexe) gähnt! Das Riesenweib schlummere nämlich unter dem Moore. Ab und zu erwache sie aus dem Schlaf und gähne dann herzhaft — sehr herzhaft, denn ihr Kopf dehne sich merklich; die ganze Moordecke hebe er in der Mitte hoch. Bald aber schnarche sie weiter, und dann sei das Moor auch wieder glatt.

Tückische Geister hausten in der „Bedugnis" (bedeutet „ohne Grund"). Herde und Hirte sollen schon in einer Bedugnis versunken sein. Es war auch gescheit, sich vorzusehen, denn obwohl die Torfdecke der Kacksche Balis ziemlich dick ist, durfte man sie nur mit Vorsicht betreten. (Bohrungen von Dr. Ziegenspeck ergaben im Jahre 1929 an drei Stellen: I. 0,5—1 Meter Moorerde dann Kies; II. 2—3 Meter Wasser; III. 2,5—3 Meter Moorschicht.)

Mennoniten in Pokraken

Die Namen Mertins, Janz, Ewert, Rosenfeld deuten auf mennonitische Herkunft. Die „Gemeinschaft der Taufgesinnten" entstand 1524 in Zürich und nannte sich nach Menno Simon (1492—1559) Mennoniten. Ihre Mitglieder verwarfen die Kindertaufe, den Eid und die Ausübung des Militärdienstes. Als sie aus der Schweiz ausgewiesen wurden, zogen sie nach Holland und Ostfriesland. Von hier aus kamen sie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in die Memelniederung. Das ihnen zugewiesene Land schützten sie durch Deiche. Sie betrieben Vieh- und Pferdezucht, insbesondere bereiteten sie einen vorzüglichen Käse. Auf das Recht der Kriegsdienstverweigerung verzichteten sie im Jahre 1870; sie haben seitdem ihre Pflicht als Soldat wie alle anderen Staatsbürger erfüllt. Ein Mittelpunkt der mennonitischen Siedlung im Kreise Tilsit-Ragnit war Pokraken; hier und in der Umgegend gab es viele vorzüglich bewirtschaftete Höfe, die Mennoniten gehörten.

Zwei charakteristische Eindrücke von Ragnit geben diese beiden Bilder wieder. Links: An der hier annähernd zweihundert Meter breiten Memel versinnbildlicht der hohe Schornstein der Ragniter Zellstoffabrik die aufstrebende Stadt. Rechts: Eine wohltuende Stille liegt über der Innenstadt von Ragnit. Zwischen den Büschen und den Bäumen am Mühlenteich lugen rote Dächer hervor. Die alles überragende Pfarrkirche stammt aus dem Jahre 1772.

Johanna Ambrosius

„In meiner Jugend weinte ich oft vor Sehnsucht und Heimweh nach Wissen."

Welcher Kummer liegt in diesen Worten von Johanna Ambrosius; wie muß das Gemüt des wißbegierigen Dorfmädchens bedrückt gewesen sein, weil die Armut der Eltern ihr den Weg zur Bildung versperrte! Johanna wurde am 3. August 1854 in dem kleinen Kirchdorf Lengwethen (Kreis Tilsit-Ragnit) als Tochter eines Handwerkers geboren. Die Eltern plagten sich redlich, um ihre sieben Kinder durchzubringen. Nur bis zu ihrem elften Jahre konnte sie die Schule besuchen, dann mußte das zarte Mädchen schwere Land- und Stallarbeit verrichten. Ihr Geist hungerte, aber er verkümmerte nicht. Zeitungen oder gar Bücher kosten Geld; für die arme Landbevölkerung waren sie zu jener Zeit zu teuer. Bis zu ihrem zwanzigsten Jahre hatte sie noch die Möglichkeit, die „Gartenlaube" zu lesen, aber dann versiegte für zwölf Jahre auch diese bescheidene geistige Anregung. Johanna heiratete im Alter von zwanzig Jahren einen fleißigen Bauernsohn, namens Voigt. Die jungen Eheleute rackerten sich auf dem kleinen Stück Land in Wersmeningken bei Lasdehnen, das sie ihr eigen nannten, ehrlich ab. Zwei Kinder kamen zur Welt, und die Sorgen um das tägliche Brot hörten nie auf.

So bleibt es erstaunlich, daß Johanna Ambrosius noch die Kraft und Zeit fand, neben ihrem mühseligen Tagewerk Gedichte zu schreiben. Ihre Schwester Martha sandte einige heimlich an Zeitschriften, und die Gedichte dieser stillen Bäuerin aus irgendeinem kleinen Nest im nordöstlichen Ostpreußen wurden tatsächlich gedruckt. Beachtung fand Johanna Ambrosius jedoch erst, als ein Professor aus der ungarischen Stadt Preßburg sich dieser Naturbegabung annahm und 1894 einen Band ihrer Gedichte herausgab. In kurzer Zeit erreichte das Buch 25 Auflagen. In Ostpreußen fanden die Gedichte schnell Eingang; recht volkstümlich wurde das Heimatlied:

„Sie sagen all', Du bist nicht schön,
Mein trautes Heimatland . . ."

Durch diese literarischen Erfolge verbesserten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Dichterin. Sie zog nach Königsberg zu ihrem Sohn, wo sie in Liebe umhegt wurde. Aus der Kenntnis ihres Lebens und des großen Sehnens schrieb sie einmal folgenden Satz:

„Arm sein ist schwer, krank sein ist schlimmer, und doch — was sind alle körperlichen Schmerzen gegen das, was eine gefesselte Seele erduldet."

Am 27. Februar 1939 ist Johanna Ambrosius in Königsberg gestorben.

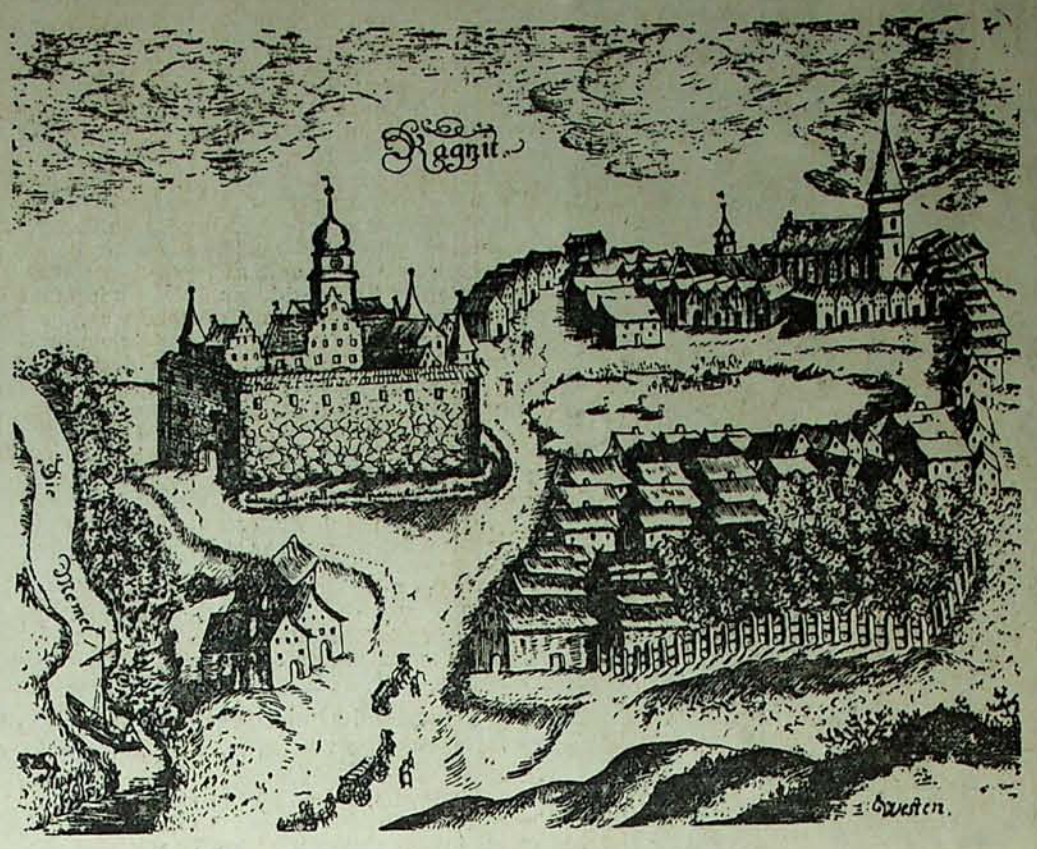
An der Scheschuppe

Von Johanna Ambrosius

Was rollt ihr Gesellen
Mit schaumiger Kron'?
Ihr rastlosen schnellen,
Eilt nur davon.
Ich sehe so gerne
Euch kommen und geh'n,
Ihr müßt in die Ferne
Nun wandern geh'n.

Hier möchtet ihr schlingen
Manch Röselein ein,
Im wilden Ringen
Mit moos'gem Gestein.
Doch wo es weiter
Nach Westen geht,
Das Ufer seichter
Voll Schilfe steht.

Da murmelt ihr leise
Im gelben Sand
Klagende Weise,
Von keinem gekannt.
Wie leises Sehnen
Zieht es durchs Ried, —
Ihr singt unter Tränen
Ein Freiheitslied.



Ragnit am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts

Links die Memel, auf einer Uferhöhe das Schloß, und nach rechts breitet sich das Kirchdorf aus. Ragnit war noch nicht Stadt, als dieser Kupferstich gestochen wurde. Er befindet sich in Christian Hartknochs Werk „Alt- und neues Preußen", das 1675 erschien. Ragnit wird als ein „großer volckreicher Flecken beschrieben, es wurde ein halbes Jahrhundert später, 1728, zur Stadt erhoben. — Das Bild kann keinen Anspruch auf Richtigkeit der Darstellung erheben, aber in den Hauptzügen hat der Zeichner die Lage doch beachtet. Die Fuhrwerke (vorne links im Bilde) kommen von Tilsit her; der Mühlenteich müßte etwas mehr im Vordergrund liegen. Ein Pallisadenzaun läuft schützend um den Ort

„. . . erster Ton, den ich gelallet . . ."

Im Schenkendorfschen Garten zu Neu-Lenkowischken

Der in der Geschichte seltene Vorgang, daß die britische Krone einer Frau auf das Haupt gesetzt wurde, veranlaßte nicht nur die englischen Zeitungen ausführliche Erinnerungsberichte über die Vorgängerinnen der heutigen Königin Elisabeth II. zu bringen. Man wies auf die lange glanzvolle Regierungszeit der „alten Queen" hin, wie die Engländer die Königin Viktoria, die Großmutter des letzten deutschen Kaisers Wilhelm II., heute noch nennen. Königin Viktoria lebte in glücklicher Ehe mit dem Prinzgemahl Albert von Sachsen-Coburg. Als er in vollem Mannesalter starb, konnte die Königin diesen Schlag nicht überwinden. Jeden Abend mußte der Kammerdiener die für die Repräsentationspflichten des kommenden Tages passenden Uniformen des Prinzgemahls bürsten und auf einen Stuhl im Schlafzimmer bereit legen. Mit diesem Mittel erhielt sich die pietätvolle Königin die Illusion, als ob Albert noch am Leben sei.

Dieser Jahrzehnte hindurch geübte Brauch — Königin Viktoria wurde 82 Jahre alt — wird manchem wunderlich erscheinen. Ein ähnliches Verhalten wird auch von der Mutter Max von Schenkendorfs berichtet.

Der Dichter Max von Schenkendorf (1783 bis 1817) wurde in Tilsit geboren, wuchs aber auf dem Gute Neu-Lenkowischken im Kreise Tilsit-Ragnit auf, das seinen Eltern gehörte. Das Gutshaus stand noch zu unserer Zeit; es war aber erweitert und umgebaut worden. Vor hundertundfünfzig Jahren trug es das landesübliche Strohdach. In die Wände des besten Zimmers waren hunderte von Muscheln als Zier eingegipst. Die Bezeichnung für den in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gepflegten Stil „Rokoko" stammt ja von dem französischen Wort „Rocaille" = Muschel, her. Auch in anderen Innenräumen innerhalb Ostpreußens wurden Muscheln zu Wanddekorationen verwandt, zum Beispiel im Zoschkenschen Stift in Königsberg.

Mit inniger Liebe war Max von Schenkendorf seiner Mutter zugetan. In seinem Gedicht „Muttersprache, Mutterlaut", in das die Reimzeile „. . . ersten Ton, den ich gelallet . . ." gefügt ist, wird die Mutter als die große Geberin gewürdigt; Sprache und Leben verschmelzen miteinander. Die Mutter des Dichters war eine mildherzige Frau, die vielen Menschen Gutes erwiesen hat. Der frühzeitige, unerwartete Tod des Sohnes, der im Alter von 34 Jahren starb, traf sie schwer. Sie wollte das schreckliche Geschehen nicht wahr haben; immer glaubte sie, daß die Gestalt des Sohnes sie auch ferner begleite.

An schönen Sommertagen bereitete sie ein besonderes Mahl mit den Lieblingsspeisen des Verstorbenen und deckte festlich den Tisch. Sie sandte dann ihr Hausmädchen in die Eisbeerlaube im Garten, in der Max gern mit einem Buche geweilt hatte. Das Mädchen sollte den säumigen Sohn zum Essen rufen.

Viele Frauen, die durch den Krieg und die Greuel der Vertreibung ihren Mann oder Sohn verloren haben, werden eher Verständnis für das Verhalten der Mutter Schenkendorfs finden, als die vom Schicksal weniger hart berührten. Sie suchte nach einem Trost in ihrem tiefen Leid, und sie fand ihn in der Erinnerung an die Tage, als sie noch für den Sohn sorgen konnte.

Auf einer Insel inmitten des von Bäumen und Sträuchern umsäumten Gutsteiches fand die Mutter Schenkendorfs ihre letzte Ruhestätte. Sie hatte einem Sohn das Leben gegeben, der als erster das Kulturgewissen der Nation gegen die fortschreitende Zerstörung der Marienburg aufrüttelte (1803) und der der Sänger der Freiheit werden sollte. Seine dichterische Kraft schöpfte aus einem reinen, religiösen Gefühl, eines Erbes von der Mutter her. Sein Vater, ein alter friderizianischer Offizier, hatte ihm den Pflicht- [illegible] vererbt und die Tapferkeit seiner Ge-

Muttersprache

Von Max von Schenkendorf

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen,
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
Steig' empor aus tiefen Grüften
Längst verscholl'nes altes Lied,
Leb' aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch,
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Die schnurrende Retterin

In der Gegend von Dundeln verstand sich ein Bauer auf die Kunst des Besprechens; er heilte kranke Kühe und Pferde. Seltsam war, daß er sein geheimnisvolles Tun nur des Nachts ausübte und hierbei die Anwesenheit anderer nicht duldete; nur seine schwarze Katze durfte bei ihm sein.

Da er etwas flott in den Tag hineinlebte, geriet er in Schulden, und die Gläubiger drohten, ihm seinen Hof wegzunehmen. Pohlent — so soll der Mann geheißen haben — suchte verzweifelt nach einem Ausweg, und da er keinen anderen fand, rief er schließlich den Teufel an. Der Gehörnte bestellte ihn in den Wald an den großen Stein und versprach, einen Beutel voll Dukaten mitzubringen. Pohlent war pünktlich zur Stelle; seine Katze begleitete ihn.

Der Teufel schlug ihm sogleich vor, seine Seele einzuhandeln. Aber Pohlent zögerte, und er bat um eine Frist zum Ueberlegen. Damit dem Teufel die Zeit jedoch nicht langweilig würde, schlug er ihm ein Spielchen vor. Darauf ging dieser gerne ein, denn er hoffte, daß Pohlent den letzten Groschen in der Tasche verspielen würde und dann eher geneigt sein würde, in das Geschäft einzuwilligen.

Als die Karten gemischt und verteilt wurden, sprang die Katze auf die Schulter des Teufels und rieb sich mit einschmeichlerischem Schnurren an seiner borstigen Wange. Pohlent blickte nun verstohlen in die Augen der Katze, die sich vornübergebeugt hatte und sah in ihnen, wie in einem Spiegel, die Karten seines unheimlichen Partners. Und so geschah es, daß er jede Partie gewann.

Zunächst dachte der Teufel: „Laß den Dummkopf nur gewinnen; später verliert er doch seinen letzten Dittchen und seine Seele dazu." Aber der Dummkopf war er selber, denn Pohlent zählte insgeheim die Summe, und als sie zur Begleichung seiner Schulden ausreichte, hörte er mit dem Spiel auf.

Voller Aerger, daß er um eine Menschenseele geprellt war, ließ der Teufel einen fürchterlichen Gestank von sich und schlug wütend mit dem Kartenspiel auf den großen Stein, auf dem fortan der Abdruck der Teufelsfaust sichtbar blieb. Dann trampelte er zornig mit seinem Pferdefuß, gab nochmals einen Gestank von sich und verschwand.

Pohlent ging, seine Pfeife schmauchend, fröh-

Kleinbäuerlicher Besitz vorherrschend

Im Kreise Tilsit-Ragnit herrschte der kleinbäuerliche Betrieb vor. Zwar hatten sich die Verhältnisse zwischen dem Jahre 1925, in dem eine Besitzverteilung amtlich festgestellt wurde, und 1939 etwas verändert, doch gibt jene Aufstellung einen gewissen Anhalt. Die kleinbäuerlichen Betriebe bis zu 10 Hektar machten 66,2 v. H. der insgesamt 5600 landwirtschaftlichen Betriebe aus, 26,4 v. H. fielen auf die Betriebe von 10 bis 40 Hektar, und nur 2,4 v. H. hatten eine Größe über 100 Hektar.

Am fruchtbarsten ist der Boden an der Arge, der Tilßele und an der Memel von Unter-Eisseln bis Tilsit. Schwerer Lehm ist auf dem Höhengelände bei Kraupischken und Lengwethen zu finden. Im Grenzgebiet der Memel, bei Sandlauken und strichweise an der Scheschuppe herrscht leichterer Boden vor. Niederungsland breitet sich um Pokraken aus.

Zeittafel von Ragnit

1289 Errichtung der ersten Burg.
1397—1409 Aufbau des festen Hauses.
1722 Stadtrechte durch König Friedrich Wilhelm I. Erweiterung der Stadt nach Plänen Schultheiß' von Unfriedt.
1757 Ragnit wird im Siebenjährigen Kriege von den Russen völlig zerstört. Metzeleien unter der Bevölkerung.
1771 Bau der Kirche.
1807 Großer Stadtbrand.
1875 Präparandenanstalt; 1882 Lehrerseminar.
1892 Bahnanschluß nach Tilsit; 1894 nach Pillkallen, später Kleinbahn nach Kraupischken-Insterburg.
1901 Einrichtung der bäuerlichen Werkschule.

Silberne Stadt

Das Wappen der Stadt Ragnit stammt aus dem Jahre der Stadtgründung und zeigt in Blau auf grünem Boden über Wasser eine silberne Stadtansicht. Ueber der Stadt fliegt der preußische Adler und über dem Adler leuchtet ein Gottesauge. Um das Wappen läuft eine Inschrift „SUB EIS TUTA RAGNETA 1722". Diese Inschrift bedeutet dem Sinne nach: „Unter solchem Schutze ist Ragnit sicher."

Bedenken gegen Ragnits Stadterhebung

Die im Kreise Tilsit-Ragnit gelegenen Gemeinden Lesgewangen (Lesgewangminnen) und Moulienen sind zu Ehren von zwei Männern benannt worden, die bei der Besiedlung des Landes nach den Pestjahren an führender Stelle wirkten. Der Geheime Kriegsrat von Lesgewang hatte Bedenken, als König Friedrich Wilhelm I. Ragnit das Stadtrecht verleihen wollte. Ragnit sei zu arm, um die Kosten einer Stadtverwaltung zu tragen. Nur 14 Einwohner hätten Grundbesitz, insgesamt 64 Hufen und ein paar Morgen. Eine einzige Straße, von der eine Quergasse zu der baufälligen Kirche abböge, liefe durch die Ortschaft. Die Handwerker könnten nicht leben, nicht sterben. Die Bevölkerung der Umgegend kaufe ja doch alles in dem zehn Kilometer entfernten Tilsit. Kurz — es lohne sich nicht, daß der König sein gutes Geld verschwende.

Der König dachte anders. Ueber hundertzwanzig neue Häuser sollten gebaut und zu jedem ein Garten von einem Morgen Land angelegt werden. Der Forstverwaltung, die Einspruch gegen das Niederschlagen des notwendigen Bauholzes erhob sandte er einen seiner recht deutlich gehaltenen Briefe. Holz und Ziegel wurden eiligst herangeschafft.

Am 4. August 1732 war Friedrich Wilhelm I. in Ragnit; er sah sich alles an, was inzwischen getan worden war. Das begonnene Werk mußte zu Ende geführt werden, auch die siebenhundert Bauernfamilien sollten seßhaft gemacht werden, denen er die umliegenden wüsten Ländereien zugedacht hatte. Ein Mann mit Pflichttreue und Arbeitseifer sollte in Ragnit bleiben, um den Fortgang der Arbeiten zu beaufsichtigen und zu beschleunigen. Für diese Aufgabe bestimmte der Monarch den Oberstleutnant du Moulin, von ihm erhielt Moulienen seinen Namen.

Die Ragniter Zellstoff-Fabrik

Fünfundsiebzig Meter hoch ragte die Esse der Zellstoff-Fabrik von Ragnit. Das große Werk gehörte zum Waldhof-Konzern; es gab etwa 1000 Arbeitern Beschäftigung. In den dreißiger Jahren wurden täglich viertausend Zentner Zellstoff, sechshundert Zentner Papier und achttausend Liter Spiritus erzeugt, jährlich wurden eine Viertelmillion Festmeter Holz verarbeitet. Dreihundert Einwohner der Stadt fanden ihr Brot in der Sperrplattenfabrik von L. Brünning & Sohn A.G. Den wirtschaftlichen Aufschwung Ragnits zeigte die Verdopplung der Einwohnerschaft, die innerhalb von zwanzig Jahren auf rund zehntausend Seelen stieg.

Der Holzbearbeitung dienten mehrere Sägewerke im Kreise; sehr leistungsfähig waren die Trappöner und Karlsberger. In Budwethen, Moulienen, Juckstein, Klapaten, Trappönen und Bendiglauken arbeiteten Ziegeleien, und die beiden großen Baugeschäfte in Ragnit hatten gute Aufträge. Beachtliches leisteten die Genossenschaftsmolkereien, besonders die Rautenberger, die über eine mustergültige Anlage verfügte.

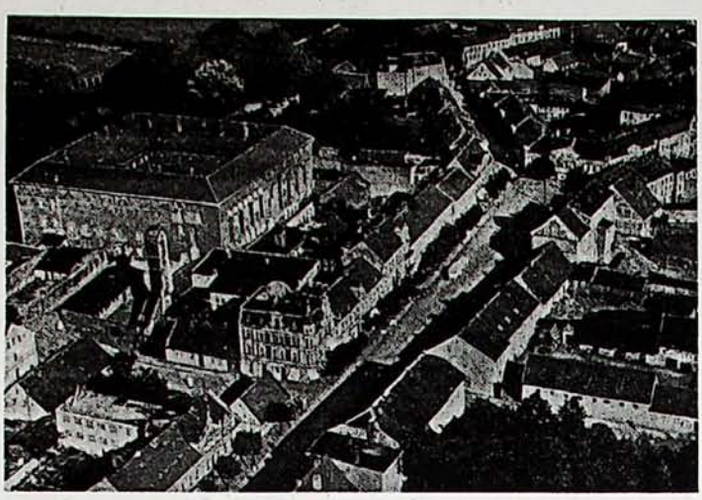
Füllenschauen in Budwethen

Westlich Ragnit lagen die roten Gebäude des Remonteamts Neuhof-Ragnit. Hier wurden für die Wehrmacht angekaufte Remonten gepflegt und auf ihre Verwendung bei der Truppe vorbereitet. Viele ostpreußische Pferde sind von Neuhof aus in Garnisonen in der Mitte und im Westen Deutschlands abgegeben worden.

Die etwas wellige Gegend zwischen Memel und Inster eignete sich gut zur Pferdezucht. Auf den Füllenschauen — die meist in Budwethen, Szillen oder Tilsit stattfanden — wurde der Nachwuchs gemustert. Hervorragende Leistungen hatte das Gestüt

Landeshüterin an der Memel

Nach der Marienburg das festeste Ordenshaus



Ein Luftbild von Ragnit

Das Bild wird beherrscht von dem wuchtigen Block der Burg. Vor ihrer Front ragt der „Saygerturm" (Uhrturm) wie eine Nadel hoch

„. . . Und kam mit den gefahren
Zu Schutz in Schalauer Land
Das der Memmeln den Strand
Zu beiden Seiten benannt . . ."
(Aus der Ordenschronik)

Im Frühling des Jahres 1277 fuhr von Labiau aus ein Schwarm von Booten die Deime hinab in das Kurische Haff. Einige hundert Männer, wohl an tausend, waren in den Schiffen. Sie hatten die langen Mäntel mit dem schwarzen Kreuz abgelegt, die eisernen Kettenhemden verstaut und die scharfen Schwerter griffbereit an die Bordwände der Kähne gestellt. Mit forschenden Blicken spähten sie nach dem ihnen unbekannten Ostufer des Haffs und merkten sich alle Flußeinmündungen und Hügel am Gestade. Sie steuerten dann mit mutvoller Erwartung in die Gilge: ein ritterliches Abenteuer begann.

Diese Segelfahrt war die folgenreichste, die je vom Kurischen Haff aus unternommen wurde. Dietrich, der Vogt von Samland, schickte sich mit seiner Schar von Brüdern und Kreuzfahrern an, das Kreuz in dem Prußen-Gau Schalauen aufzurichten und die dort wohnenden Menschen zum Christentum zu bekehren. Ritter und Reisige waren von ihrer Aufgabe zu innerlichst durchdrungen, denn Gott wollte sie. Dem Teufel sollte wieder ein Stück seiner Herrschaft auf Erden entrissen werden, denn niemand anders als er regierte nach der Auffassung des mittelalterlichen Abendlandes die noch heidnische Welt.

Etwa fünfzehn Kilometer unterhalb des Memeldurchbruchs bei Ober-Eißeln hatten die Schalauer ihre stärkste Feste auf einem Hügel am Strom. Sie nannten diese Stätte Ragaine. Man vermutet ihre einstige Lage auf dem späteren Schloßberg von Ragnit. „Ragana", „Raganita" und andere Bezeichnungen, die in alten Urkunden auftauchen, haben alle den gleichen Ursprung.

Die kleine Schar der christlichen Streiter nahm die Feste Ragaine in hartem Kampf, denn die Schalauer waren zähe Gegner, die sich nicht so leicht ergaben. Um das Land zu sichern, und den Schalauern, die sich hatten taufen lassen, Schutz gewähren zu können, ließ Landesmeister Meinhardt von Querfurt 1289 „auf einem Berg über der Memel zum Lobe und zur Ehre Gottes" die Burg Landeshute aufrichten, die aber schon sieben Jahre später „von dem benachbarten Fluß allgemein Raganita genannt wurde." Forscher wollen den Namen auch von dem litauischen Wort „Ragana" (= Hexe) ableiten und erklären, daß sich zu heidnischer Zeit auf dem Berg eine Kultstätte der Schalauer befunden habe. Heidnische Priesterinnen und Hexen waren das gleiche in der Vorstellung der Ritter.

Die Burg Ragnit, wie wir sie jetzt nennen wollen, war zunächst nur ein behelfsmäßiger Verhau aus Holz und Steinen; sie wurde mehrfach bei Aufständen und Litauer-Einfällen zerstört. Ihr vierter Aufbau erfolgte in Stein in den Jahren 1397 bis 1409. Die neue Burg wurde die stärkste nach der Marienburg im Ordensland. Die Aufzeichnungen über ihre Baugeschichte blieben erhalten und sind eine ergiebige Quelle für die Kenntnis des damaligen Bauwesens.

Mit Sorge sahen die Gebietiger des Ordens nach Nordosten, als sich Litauer und Polen politisch einander näherten. Ein Bund gegen den Orden war vorauszusehen. Daher errichteten die Ritter ein großzügiges Burgensystem in der Landschaft beiderseits der Memel. Die Hauptburg war Ragnit. Sie wurde ein bedeutender Waffenplatz und die Versorgungsbasis bei den Litauerfahrten des Ordens. Ihre Grundfläche war ein Quadrat von sechzig Metern: der geräumige Hof nahm tausend Quadratmeter ein; recht ausgedehnt war auch die Vorburg. Die drei Meter dicke Mauer konnte einen anrennenden Feind schon lange Zeit abhalten.

Von der Vorburg stand in unseren Tagen noch der Uhrturm, der schlanke „Saygerthurm". Bis auf einige Veränderungen, zumal im Dach, bewahrte die Hauptburg ihre alte Struktur. 1829 nahm sie das Kreisgericht auf; sie wurde auch als Gefängnis benutzt. Im Grundbuchraum entdeckte man im Anfang dieses Jahrhunderts Wandmalereien, die Wappen von Hochmeistern und Komturen darstellten, die in Ragnit residiert hatten. Hennig Schindekop, der Held von Rudau, war einer von ihnen.

Da von der Burg, als Hauptetappe bei Kriegszügen an der Memel, der Verpflegungsnachschub erfolgen mußte, wurde in ihrer Nähe ein „Viehhof" angelegt. So entstand das spätere Ragnit-Neuhof, das uns als Remonte-Amt bekannt ist.

Die hohe Burg mit dem neben ihr stehenden zierlichen Uhrturm wurde zum Wahrzeichen Ragnits und beherrschte die Stadt. Ihr Bild hat sich fest in die Herzen der Ragniter eingeprägt.

Jagdmahl beim Breitenstein

Ein Imbiß im Freien ist ganz nach dem Herzen der Jäger. Im später gerodeten Waldgebiet an der unteren Inster fanden sie sogar einen von der Natur geschaffenen Tisch, an dem die Jahrtausende gehobelt hatten. Es war dies der abgeplattete große Findling, nach dem das Gut Breitenstein, dessen Name auf den Ort Kraupischken überging, genannt wurde. Schwere Granitblöcke, die das Eis vom hohen Norden nach Ostpreußen getragen hatte, fand man an vielen Stellen im Kreise Tilsit-Ragnit. Einige wurden in den Dörfern als Ehrenmale für die gefallenen Krieger aufgestellt.

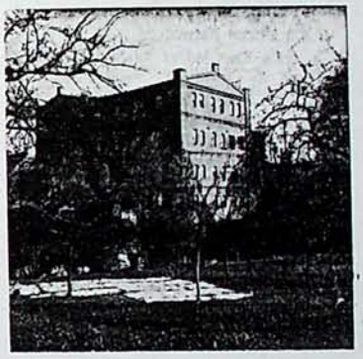
Der Findling bei Breitenstein wich in seinem Aussehen völlig von den anderen ab; er hatte die Form einer viereckigen Steinplatte. Auf ihn stellte man nach anstrengender Jagd auf Auerochsen und Bären die Schüsseln und Teller und die Pokale; Hochmeister und Herzöge haben hier offene Tafel mit ihren Waidgenossen gehalten.

Reich an Steinen war auch die Gemarkung von Dundeln. Im Dundler Wald liegt ziemlich versteckt ein gewaltiger erratischer Block, der vier Vertiefungen aufweist. Es sollen die Abdrücke der vier Fingerknöchel einer geballten Riesenfaust sein, so behauptet es die Sage.

Aufn.: Dr. Kirrinnis

Die älteste Salzburger Kirche

Diese Kirche in Lengwethen (Hohensalzburg) im Kreis Tilsit-Ragnit war die älteste der Salzburger in Ostpreußen. Sie wurde 1735 erbaut. Ein abseits stehendes Glockenhaus (vorne im Bilde) ersetzte den fehlenden Turm. Die durch getriebenes Rankenwerk verzierte messingene Taufschale der Gemeinde hatten die Salzburger aus ihrer alten Heimat mitgebracht.



Schloßmühle Ragnit

1932 gab es außer den dreißig Mahlmühlen noch 29 Windmühlen im Kreis Tilsit-Ragnit

Der neugebildete Kreis

58 000 Menschen auf 1 100 Quadratkilometern

Durch das Diktat von Versailles wurden die nördlich der Memel gelegenen Teile der Landkreise Tilsit und Ragnit aus dem Verband der Provinz Ostpreußen herausgetrennt. Der Kreis Ragnit verlor 267 Quadratkilometer mit vierzig Ortschaften und 8800 Einwohnern, der Landkreis Tilsit büßte 647 Quadratkilometer mit 160 Gemeinden und 33 645 Einwohnern ein. Durch diese Verluste waren die beiden Restkreise jeder für sich nicht mehr existenzfähig; sie wurden daher unter dem Namen Landkreis Tilsit-Ragnit zu einem Verwaltungsbezirk vereinigt.

Der neu gebildete Kreis hatte nach Ausgleichungen mit den Nachbarkreisen eine Fläche von 1100 Quadratkilometern, auf der in den zwanziger Jahren annähernd 58 000 Menschen wohnten. Die Kreisverwaltung befand sich in Tilsit. Die einzige Stadt im Landkreis war Ragnit mit 10 094 Einwohnern im Jahre 1939. Ueber tausend Einwohner hatten die Orte Schillen (Szillen) mit 1942, Breitenstein (Kraupischken) mit 1263 und Trappen (Trappönen) mit 1005 Seelen.

Die Trappöner Forst

Von den 120 Quadratkilometern Wald im Kreise Tilsit-Ragnit fielen auf den zum Kreisgebiet gehörenden Teil der Trappöner Forst etwa 88 Quadratkilometer. Rund 11 v. H. der Bodenfläche im Kreis waren vom Walde bestanden.

Die Forstämter Trappönen (Trappen) und Neu-Lubönen (Memelwalde) teilten sich in die Trappöner Forst, die sich in einer Länge von fünfundzwanzig Kilometern südlich der Memel von der litauischen Grenze bis zur Scheschuppe hinzog und auch in den Kreis Pillkallen hineinragte. Vom Feuerwachturm am Nordostrand der Luböner Forst hatte man den besten Blick auf den weiten Wald. Durch das Aussetzen von Hirschen und Tieren aus Rominten erhielt das dort lebende Rotwild eine frische Blutzufuhr. Auf hundertundsiebzig Stück wurde der Bestand in beiden Oberförstereien während der zwanziger Jahre geschätzt.

Die im Westen gelegene Padrojer Forst mit den Försterein Grüneberg und Hirschberg bildete mit ihren über zwölf Quadratkilometern Bodenfläche ebenfalls ein stattliches Waldgebiet. Auf dem lehmhaltigen Boden wuchs zumal die Rotfichte Gut. Nicht viel geringer an Fläche war die Schilleningker Forst, die sich seit dem Jahre 1810 im Besitz der Familie Reimer befand. Ueber 10,65 Quadratkilometer, rund viertausenddreihundert Morgen, dehnte sie sich aus. An diese Forst schlossen sich der Tilsiter Stadtwald und die Staatsforst Schnecken an. In der Schilleningker Forst wurde auf Damwild gehegt. An dem schilfumwachsenen Waldsee brütete der Kranich, auch der schwarze Storch wurde hier beobachtet. Kleinere Waldstücke waren über den ganzen Kreis verstreut.

Zwei charakteristische Eindrücke von Ragnit geben diese beiden Bilder wieder. Links: An der hier annähernd zweihundert Meter breiten Memel versinnbildlicht der hohe Schornstein der Ragniter Zellstoffabrik die aufstrebende Stadt. Rechts: Eine wohltuende Stille liegt über der Innenstadt von Ragnit. Zwischen den Büschen und den Bäumen am Mühlenteich lugen rote Dächer hervor. Die alles überragende Pfarrkirche stammt aus dem Jahre 1772.

Ragana gähnt

Nächst dem Zehlaubruch (etwa 2360 Hektar) ist die Kacksche Balis (1926 Hektar) das ausgedehnteste Hochmoor in Ostpreußen. Die Kreisgrenze zwischen Tilsit—Ragnit und Pillkallen führt mitten durch das Moor, das in seinem nördlichen Teil auch Torfmoor Königshuld genannt wird. Friedrich der Große ordnete die ersten Kultivierungsarbeiten an, daher erklärt sich dieser Name; es gibt auch zwei Ortschaften Königshuld am Moor.

Im Gegensatz zum Flachmoor erhebt sich das Hochmoor, von den Rändern her allmählich ansteigend, nach Regentagen in seiner Mitte. Bei trockener Witterung sackt es wieder zusammen. Bis zu zwei Metern kann dieser Höhenunterschied betragen. Mitunter sind die Häuser von Ortschaften am jenseitigen Rand gut erkennbar; ein andermal versperrt die Wölbung in der Moormitte die Sicht.

Ueber die Ursache dieses seltsamen Vorgangs hatten die Anwohner in früheren Jahrhunderten eine Erklärung bereit: die Zauberin Ragana (das litauische Wort für Hexe) gähne! Das Riesenweib schlummere nämlich unter dem Moore. Ab und zu erwache sie aus dem Schlaf und gähne dann herzhaft — sehr herzhaft, denn ihr Kopf dehne sich merklich; die ganze Moordecke hebe er in der Mitte hoch. Bald aber schnarche sie weiter, und dann sei das Moor auch wieder glatt.

Tückische Geister hausten in der „Bedugnis" (bedeutet „ohne Grund"). Herde und Hirte sollen schon in einer Bedugnis versunken sein. Es war auch gescheit, sich vorzusehen, denn obwohl die Torfdecke der Kacksche Balis ziemlich dick ist, durfte man sie nur mit Vorsicht betreten. (Bohrungen von Dr. Ziegenspeck ergaben im Jahre 1929 an drei Stellen: I. 0,5—1 Meter Moorerde dann Kies; II. 2—3 Meter Wasser; III. 2,5—3 Meter Moorschicht.)

Mennoniten in Pokraken

Die Namen Mertins, Janz, Ewert, Rosenfeld deuten auf mennonitische Herkunft. Die „Gemeinschaft der Taufgesinnten" entstand 1524 in Zürich und nannte sich nach Menno Simon (1492—1559) Mennoniten. Ihre Mitglieder verwarfen die Kindertaufe, den Eid und die Ausübung des Militärdienstes. Als sie aus der Schweiz ausgewiesen wurden, zogen sie nach Holland und Ostfriesland. Von hier aus kamen sie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in die Memelniederung. Das ihnen zugewiesene Land schützten sie durch Deiche. Sie betrieben Vieh- und Pferdezucht, insbesondere bereiteten sie einen vorzüglichen Käse. Auf das Recht der Kriegsdienstverweigerung verzichteten sie im Jahre 1870; sie haben seitdem ihre Pflicht als Soldat wie alle anderen Staatsbürger erfüllt. Ein Mittelpunkt der mennonitischen Siedlung im Kreise Tilsit-Ragnit war Pokraken; hier und in der Umgegend gab es viele vorzüglich bewirtschaftete Höfe, die Mennoniten gehörten.

Johanna Ambrosius

„In meiner Jugend weinte ich oft vor Sehnsucht und Heimweh nach Wissen."

Welcher Kummer liegt in diesen Worten von Johanna Ambrosius, wie muß das Gemüt des wißbegierigen Dorfmädchens bedrückt gewesen sein, weil die Armut der Eltern ihr den Weg zur Bildung versperrte! Johanna wurde am 8. August 1854 in dem kleinen Kirchdorf Lengwethen (Kreis Tilsit-Ragnit) als Tochter eines Handwerkers geboren. Die Eltern plagten sich redlich, um ihre sieben Kinder durchzubringen. Nur bis zu ihrem elften Jahre konnte sie die Schule besuchen, dann mußte das zarte Mädchen schwere Land- und Stallarbeit verrichten. Ihr Geist hungerte, aber er verkümmerte nicht. Zeitungen oder gar Bücher kosten Geld; für die arme Landbevölkerung waren sie zu jener Zeit zu teuer. Bis zu ihrem zwanzigsten Jahre hatte sie noch die Möglichkeit, die „Gartenlaube" zu lesen, aber dann versiegte für zwölf Jahre auch diese bescheidene geistige Anregung. Johanna heiratete im Alter von zwanzig Jahren einen fleißigen Bauernsohn, namens Voigt. Die jungen Eheleute rackerten sich auf dem kleinen Stück Land in Warsmeningken bei Lasdehnen, das sie ihr eigen nannten, ehrlich ab. Zwei Kinder kamen zur Welt, und die Sorgen um das tägliche Brot hörten nie auf.

So bleibt es erstaunlich, daß Johanna Ambrosius noch die Kraft und Zeit fand, neben ihrem mühseligen Tagewerk Gedichte zu schreiben. Ihre Schwester Martha sandte einige heimlich an Zeitschriften, und die Gedichte dieser stillen Bäuerin aus irgendeinem kleinen Nest im nordöstlichen Ostpreußen wurden tatsächlich gedruckt. Beachtung fand Johanna Ambrosius jedoch erst, als ein Professor aus der ungarischen Stadt Preßburg sich dieser Naturbegabung annahm und 1894 einen Band ihrer Gedichte herausgab. In kurzer Zeit erreichte das Buch 25 Auflagen. In Ostpreußen fanden die Gedichte schnell Eingang; recht volkstümlich wurde das Heimatlied:

„Sie sagen all', Du bist nicht schön,
Mein trautes Heimatland . . ."

Durch diese literarischen Erfolge verbesserten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Dichterin. Sie zog nach Königsberg zu ihrem Sohn, wo sie in Liebe umhegt wurde. Aus der Kenntnis ihres Lebens und des großen Sehnens schrieb sie einmal folgenden Satz:

„Arm sein ist schwer, krank sein ist schlimmer, und doch — was sind alle körperlichen Schmerzen gegen das, was eine gequälte Seele erduldet."

Am 27. Februar 1939 ist Johanna Ambrosius in Königsberg gestorben.

An der Scheschuppe

Von Johanna Ambrosius

Was rollt ihr Gesellen
Mit schaumiger Kron'?
Ihr rastlosen schnellen,
Eilt nur davon.
Ich sehe so gerne
Euch kommen und geh'n,
Ihr müßt in die Ferne
Nun wandern geh'n.

Hier möchtet ihr schlingen
Manch Röselein ein,
Im wilden Ringen
Mit moos'gem Gestein.
Doch wo es weiter
Nach Westen geht,
Das Ufer leichter
Voll Schilfe steht.

Da murmelt ihr leise
Im gelben Sand
Klagende Weise,
Von keinem gekannt.
Wie leises Sehnen
Zieht es durchs Ried, —
Ihr singt unter Tränen
Ein Freiheitslied.

Ragnit am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts

Links die Memel, auf einer Uferhöhe das Schloß, und nach rechts breitet sich das Kirchdorf aus. Ragnit war noch nicht Stadt, als dieser Kupferstich gestochen wurde. Er befindet sich in Christian Hartknochs Werk „Alt- und neues Preußen", das 1675 erschien. Ragnit wird als ein „großer volckreicher Flecken beschrieben, es wurde ein halbes Jahrhundert später, 1728, zur Stadt erhoben. — Das Bild kann keinen Anspruch auf Richtigkeit der Darstellung erheben, aber in den Hauptzügen hat der Zeichner die Lage doch beachtet. Die Fuhrwerke (vorne links im Bilde) kommen von Tilsit her; der Mühlenteich müßte etwas mehr im Vordergrund liegen. Ein Pallisadenzaun läuft schützend um den Ort

„. . . erster Ton, den ich gelallet . . ."

Im Schenkendorfschen Garten zu Neu-Lenkowischken

Der in der Geschichte seltene Vorgang, daß die britische Krone einer Frau auf das Haupt gesetzt wurde, veranlaßte nicht nur die englischen Zeitungen ausführliche Erinnerungsberichte über die Vorgängerinnen der heutigen Königin Elisabeth II. zu bringen. Man wies auf die lange glanzvolle Regierungszeit der „alten Queen" hin, wie die Engländer die Königin Viktoria, die Großmutter des letzten deutschen Kaisers Wilhelm II., heute noch nennen. Königin Viktoria lebte in glücklicher Ehe mit dem Prinzgemahl Albert von Sachsen-Coburg. Als er in vollem Mannesalter starb, konnte die Königin diesen Schlag nicht überwinden. Jeden Abend mußte der Kammerdiener die für die Repräsentationspflichten des kommenden Tages passenden Uniformen des Prinzgemahls bürsten und auf einen Stuhl im Schlafzimmer bereit legen. Mit diesem Mittel erhielt sich die pietätvolle Königin die Illusion, als ob Albert noch am Leben sei.

Dieser Jahrzehnte hindurch geübte Brauch — Königin Viktoria wurde 82 Jahre alt — wird manchem wunderlich erscheinen. Ein ähnliches Verhalten wird auch von der Mutter Max von Schenkendorfs berichtet.

Der Dichter Max von Schenkendorf (1783 bis 1817) wurde in Tilsit geboren, wuchs aber auf dem Gute Neu-Lenkowischken im Kreise Tilsit-Ragnit auf, das seinen Eltern gehörte. Das Gutshaus stand noch zu unserer Zeit; es war aber erweitert und umgebaut worden. Vor hundertundfünfzig Jahren trug es das landesübliche Strohdach. In die Wände des besten Zimmers waren hunderte von Muscheln als Zier eingegipst. Die Bezeichnung für den in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gepflegten Stil „Rokoko" stammt ja von dem französischen Wort „Rocaille" = Muschel, her. Auch in anderen Innenräumen innerhalb Ostpreußens wurden Muscheln zu Wanddekorationen verwandt, zum Beispiel im Zoschkonschen Stift in Königsberg.

Mit inniger Liebe war Max von Schenkendorf seiner Mutter zugetan. In seinem Gedicht „Muttersprache, Mutterlaut", in das die Reimzeile „. . . ersten Ton, den ich gelallet . . ." gefügt ist, wird die Mutter als die große Geberin gewürdigt; Sprache und Leben verschmelzen miteinander. Die Mutter des Dichters war eine mildherzige Frau, die vielen Menschen Gutes erwiesen hat. Der frühzeitige, unerwartete Tod des Sohnes, der im Alter von 34 Jahren starb, traf sie schwer. Sie wollte das schreckliche Geschehen nicht wahr haben; immer glaubte sie, daß die Gestalt des Sohnes sie auch ferner begleite.

An schönen Sommertagen bereitete sie ein besonderes Mahl mit den Lieblingsspeisen des Verstorbenen und deckte festlich den Tisch. Sie sandte dann ihr Hausmädchen in die Eisbeerlaube im Garten, in der Max gern mit einem Buche geweilt hatte. Das Mädchen sollte den säumigen Sohn zum Essen rufen.

Viele Frauen, die durch den Krieg und die Greuel der Vertreibung ihren Mann oder Sohn verloren haben, werden eher Verständnis für das Verhalten der Mutter Schenkendorfs finden, als die vom Schicksal weniger hart berührten. Sie suchte nach einem Trost in ihrem tiefen Leid, und sie fand ihn in der Erinnerung an die Tage, als sie noch für den Sohn sorgen konnte.

Auf einer Insel inmitten des von Bäumen und Sträuchern umsäumten Gutsteiches fand die Mutter Schenkendorfs ihre letzte Ruhestätte. Sie hatte einem Sohn das Leben gegeben, der als erster das Kulturgewissen der Nation gegen die fortschreitende Zerstörung der Marienburg aufrüttelte (1803) und der der Sänger der Freiheit werden sollte. Seine dichterische Kraft schöpfte aus einem reinen, religiösen Gefühl, eines Erbes von der Mutter her. Sein Vater, ein alter friderizianischer Offizier, hatte ihm den Pflichtgedanken vererbt und die Tapferkeit seiner Gesinnung.

s - h

Muttersprache

Von Max von Schenkendorf

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich riefen,
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
Steig' empor aus tiefen Grüften
Längst verscholl'nes altes Lied,
Leb' aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch,
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Die schnurrende Retterin

In der Gegend von Dundeln verstand sich ein Bauer auf die Kunst des Besprechens; er heilte kranke Kühe und Pferde. Seltsam war, daß er sein geheimnisvolles Tun nur des Nachts ausübte und hierbei die Anwesenheit anderer nicht duldete; nur seine schwarze Katze durfte bei ihm sein.

Da er etwas flott in den Tag hineinlebte, geriet er in Schulden, und die Gläubiger drohten, ihm seinen Hof wegzunehmen. Pohlent — so soll der Mann geheißen haben — suchte verzweifelt nach einem Ausweg, und da er keinen anderen fand, rief er schließlich den Teufel an. Der Gehörnte bestellte ihn in den Wald an den großen Stein und versprach, einen Beutel voll Dukaten mitzubringen. Pohlent war pünktlich zur Stelle; seine Katze begleitete ihn.

Die Katze sprang auf die Schulter des [illegible] Retterin.

Der Teufel schlug ihm sogleich vor, seine Seele einzuhandeln. Aber Pohlent zögerte, und er bat um eine Frist zum Ueberlegen. Damit dem Teufel die Zeit jedoch nicht langweilig würde, schlug er ihm ein Spielchen vor. Darauf ging dieser gerne ein, denn er hoffte, daß Pohlent den letzten Groschen in der Tasche verspielen würde und dann eher geneigt sein würde, in das Geschäft einzuwilligen.

Als die Karten gemischt und verteilt wurden, sprang die Katze auf die Schulter des Teufels und rieb sich mit einschmeichlerischem Schnurren an seiner borstigen Wange. Pohlent blickte nun verstohlen in die Augen der Katze, die sich vornübergebeugt hatte und sah in ihnen, wie in einem Spiegel, die Karten seines unheimlichen Partners. Und so geschah es, daß er jede Partie gewann.

Zunächst dachte der Teufel: „Laß den Dummkopf nur gewinnen; später verliert er doch seinen letzten Dittchen und seine Seele dazu." Aber der Dummkopf war er selber, denn Pohlent zählte insgeheim die Summe, und als sie zur Begleichung seiner Schulden ausreichte, hörte er mit dem Spiel auf.

Voller Aerger, daß er um eine Menschenseele geprellt war, ließ der Teufel einen fürchterlichen Gestank von sich und schlug wütend mit dem Kartenspiel auf den großen Stein, auf dem fortan der Abdruck der Teufelsfaust sichtbar blieb. Dann trampelte er zornig mit seinem Pferdefuß, gab nochmals einen Gestank von sich und verschwand.

Pohlent ging, seine Pfeife schmauchend, fröhlich heim und trug auf seinen Schultern die [illegible] Retterin.

Kleinbäuerlicher Besitz vorherrschend

Im Kreise Tilsit-Ragnit herrschte der kleinbäuerliche Betrieb vor. Zwar hatten sich die Verhältnisse zwischen dem Jahre 1925, in dem eine Besitzverteilung amtlich festgestellt wurde, und 1939 etwas verändert, doch gibt jene Aufstellung einen gewissen Anhalt. Die kleinbäuerlichen Betriebe bis zu 10 Hektar machten 66,2 v. H. der insgesamt 5600 landwirtschaftlichen Betriebe aus, 26,4 v. H. fielen auf die Betriebe von 10 bis 40 Hektar, und nur 2,4 v. H. hatten eine Größe über 100 Hektar.

Am fruchtbarsten ist der Boden an der Arge, der Tilßele und an der Memel von Unter-Eisseln bis Tilsit. Schwerer Lehm ist auf dem Höhengelände bei Kraupischken und Lengwethen zu finden. Im Grenzgebiet der Memel, bei Sandlauken und strichweise an der Scheschuppe herrscht leichterer Boden vor. Niederungsland breitet sich um Pokraken aus.

Zeittafel von Ragnit

1289 Errichtung der ersten Burg.
1397—1409 Aufbau des festen Hauses.
1722 Stadtrechte durch König Friedrich Wilhelm I. Erweiterung der Stadt nach Plänen Schultheiß' von Unfriedt.
1757 Ragnit wird im Siebenjährigen Kriege von den Russen völlig zerstört. Metzeleien unter der Bevölkerung.
1771 Bau der Kirche.
1807 Großer Stadtbrand.
1875 Präparandenanstalt; 1882 Lehrerseminar.
1892 Bahnanschluß nach Tilsit; 1894 nach Pillkallen, später Kleinbahn nach Kraupischken-Insterburg.
1901 Einrichtung der bäuerlichen Werkschule.

Silberne Stadt

Das Wappen der Stadt Ragnit stammt aus dem Jahre der Stadtgründung und zeigt in Blau auf grünem Boden über Wasser eine silberne Stadtansicht: Ueber der Stadt fliegt der preußische Adler und über dem Adler leuchtet ein Gottesauge. Um das Wappen läuft eine Inschrift „SUB EIS TUTA RAGNETA 1722". Diese Inschrift bedeutet dem Sinne nach: „Unter solchem Schutze ist Ragnit sicher."

Bedenken gegen Ragnits Stadterhebung

Die im Kreise Tilsit-Ragnit gelegenen Gemeinden Lesgewangen (Lesgewangminnen) und Moullenen sind zu Ehren von zwei Männern benannt worden, die bei der Besiedlung des Landes nach den Pestjahren an führender Stelle wirkten. Der Geheime Kriegsrat von Lesgewang hatte Bedenken, als König Friedrich Wilhelm I. Ragnit das Stadtrecht verleihen wollte. Ragnit sei zu arm, um die Kosten einer Stadtverwaltung zu tragen. Nur 14 Einwohner hätten Grundbesitz, insgesamt 64 Hufen und ein paar Morgen. Eine einzige Straße, von der eine Quergasse zu der baufälligen Kirche abböge, liefe durch die Ortschaft. Die Handwerker könnten nicht leben, nicht sterben. Die Bevölkerung der Umgegend kaufe ja doch alles in dem zehn Kilometer entfernten Tilsit. Kurz — es lohne sich nicht, daß der König sein gutes Geld verschwende.

Der König dachte anders. Ueber hundertzwanzig neue Häuser sollten gebaut und zu jedem ein Garten von einem Morgen Land angelegt werden. Der Forstverwaltung, die Einspruch gegen das Niederschlagen des notwendigen Bauholzes erhob sandte er einen seiner recht deutlich gehaltenen Briefe. Holz und Ziegel wurden eiligst herangeschafft.

Am 4. August 1732 war Friedrich Wilhelm I. in Ragnit; er sah sich alles an, was inzwischen getan worden war. Das begonnene Werk mußte zu Ende geführt werden, auch die siebenhundert Bauernfamilien sollten seßhaft gemacht werden, denen er die umliegenden wüsten Ländereien zugedacht hatte. Ein Mann mit Pflichttreue und Arbeitseifer sollte in Ragnit bleiben, um den Fortgang der Arbeiten zu beaufsichtigen und zu beschleunigen. Für diese Aufgabe bestimmte der Monarch den Oberstleutnant du Moulin, von ihm erhielt Moullenen seinen Namen.

Die Ragniter Zellstoff-Fabrik

Fünfundsiebzig Meter hoch ragte die Esse der Zellstoff-Fabrik von Ragnit. Das große Werk gehörte zum Waldhof-Konzern; es gab etwa 1000 Arbeitern Beschäftigung. In den dreißiger Jahren wurden täglich viertausend Zentner Zellstoff, sechshundert Zentner Papier und achttausend Liter Spiritus erzeugt, jährlich wurden eine Viertelmillion Festmeter Holz verarbeitet. Dreihundert Einwohner der Stadt fanden ihr Brot in der Sperrplattenfabrik von L. Brünning & Sohn A.G. Den wirtschaftlichen Aufschwung Ragnits zeigte die Verdopplung der Einwohnerschaft, die innerhalb von zwanzig Jahren auf rund zehntausend Seelen stieg.

Der Holzbearbeitung dienten mehrere Sägewerke im Kreise; sehr leistungsfähig waren die Trappöner und Karlieberger. In Budwethen, Moullenen, Juckstein, Klapaten, Trappönen und Bendiglauken arbeiteten Ziegeleien, und die beiden großen Baugeschäfte in Ragnit hatten gute Aufträge. Beachtliches leisteten die Genossenschaftsmolkereien, besonders die Rautenberger, die über eine mustergültige Anlage verfügte.

Füllenschauen in Budwethen

Westlich Ragnit lagen die roten Gebäude des Remonteamts Neuhof-Ragnit. Hier wurden für die Wehrmacht angekaufte Remonten gepflegt und auf ihre Verwendung bei der Truppe vorbereitet. Viele ostpreußische Pferde sind von Neuhof aus in Garnisonen in der Mitte und im Westen Deutschlands abgegeben worden.

Die etwas weilige Gegend zwischen Memel und Inster eignete sich gut zur Pferdezucht. Auf den Füllenschauen — die meist in Budwethen, Saillen oder Tilsit stattfanden — wurde der Nachwuchs gemustert. Hervorragende Leistungen hatte das Gestüt in Adl. Lenken (Züchter: von Sperber) aufzuweisen.

Ragnit an der Memel

Bild einer kleinen Stadt vor dem Ersten Weltkrieg

Ragnit aus der Luft gesehen — Foto: Lipski

Ragnit, das verträumte Städtchen oberhalb der Memel, entstand aus der vom Deutschen Ritterorden erbauten Burg Ragnita. Die Burg war Angelpunkt in den Kriegen, die der Orden gegen seine Feinde zu bestehen hatte. Als nach und nach um die Burg Häuser und Straßen entstanden, wurde Ragnit zur Stadt. Ragnit war lange Zeit selbständige Kreisstadt mit Landratsamt und allen anderen Ämtern und wurde erst spät mit dem Kreis Tilsit zum Kreis Tilsit-Ragnit vereinigt.

Wenn man von unten an der Memel nach oben schaute, erblickte man die Burg, die später als Gefängnis eingerichtet wurde. Wir nannten das Schloß einfach „Kalus".

Zu meiner Zeit war Ragnit eine kleine Stadt im Schatten des später entstandenen Tilsit. Auf dem Marktplatz fanden die Wochen- und Jahrmärkte statt und an schönen Sommerabenden gaben die Liebespärchen sich dort ein Stelldichein. War das ein Leben, wenn an den Markttagen schon früh morgens auf den holprigen Straßen die Wagen der Bauern heranrollten. Was war nicht alles zum Verkaufen aufgeladen: Schweine, Schafe und Lebensmittel. Die Kunden stellten sich nach und nach ein, und das Feilschen der Verkäufer und Käufer war immer ein großer Spaß für uns Kinder. Der sonst so stille Marktplatz war voller Leben, daß man es schon von weitem vernehmen konnte.

Der Marktplatz allein war für die Märkte zu klein, der Schweine- und Hühnermarkt wurde am Landratshause in der Tilsiter Straße abgehalten. Bei Jahrmärkten wurde der Turnplatz unterhalb der evangelischen Kirche benutzt, denn dann wurden Karussells und andere Buden aufgebaut, und wir Jungen halfen, um uns paar „Dittkes" zu verdienen, beim Aufbau mit.

An den Wochentagen zog es groß und klein zum Strom, an die Memel, die bei Sonnenuntergang unvergeßlich schön aussah. Die Dampfer, die von Tilsit über Bittehnen und am Rombinus vorbei nach Obereißeln fuhren, luden Ausflügler aus und wunderbar war es für uns, wenn dabei eine Musikkapelle lustige Märsche spielte. Auch legten die Wiereiser ihre Flöße an und wir Jungen wollten doch gerne so ein Scheike (Kahn) billig erstehen und sannen darauf, wie wir es bekamen, denn so ein Seelenverkäufer war zum Paddeln auf dem großen Mühlenteich gut genug für uns. Wir riefen: „Wierei scheike perdoate?" „Jau," schallte es zurück, „wat bezoalst mie ferrem Koan?" „Esse Mark genoog?" „Best woll verrekkt!" Aber wir wurden zuletzt doch einig.

Die Daubas kann keiner von uns vergessen, sie schlängelte sich vom Wasserturm aus über Gudes Mühle nach dem schönen Obereißeln. Schaurig war es, wenn der Ruf erschallte: „Dat Jes geit." Dann sah man die großen und kleinen Schollen treiben, und manches Hundchen sprang bellend von Scholle zu Scholle, um doch zuletzt das Leben zu verlieren.

Sitten und Gebräuche seien kurz geschildert. Fasseloawend wurde meist im Februar gehalten, und auch mit einem kräftigen Schluck abgespült. Wir Kinder hatten dabei das ungeschriebene Recht, was auf jeden Schlitten zu setzen. „Fastnacht feiert Katz und Maus, Schuppnus gibt's in jedem Haus", sangen wir von Tür zu Tür und wurden auch von guten Menschen eingeladen. Ostern da wurde geschmackostert und Pfingsten wurden Stuben und Gänge mit jungem Birkengrün geschmückt. Weihnachten war ein Freudentag für die Kinder, denn wir gingen zu den begüterten Bürgern vor der Tür singen. Die Tüten waren voll, wenn wir unsere Lieder hinter uns hatten.

Der Winter war lang und kalt. Wir hatten unsere Freude beim Rodeln am Mühlenteich und Memelberg, liefen Schlittschuh auf dem Kleinen und Großen Mühlenteich. „Schorren" war Mode und wir sangen: „Ole Hex op Schlorre, morge goa wie schorre".

Wenn wir von der Schule kamen und das monotone Gebumse der Tamburins der Bärenführer hörten, dann liefen wir straßauf, straßab mit den possierlichen Bären, die sich tanzend auf den Hinterbeinen drehten und auch auf Kommando Kobolz schossen. Der Affenwagen fuhr langsam hinterdrein, und für einen Dittchen konnten wir auf dem Rücken eines Kamels reiten. Oft kam ein großer Wagen, mit schaurigen Bildern behangen, und die Drehorgel intonierte das Lied: „Es wollt' ein Mann nach seiner Heimat reisen, er sehnte sich nach Frau und Kind" usw. Auch unser alter Leierkastendreher Kuckling ist nicht fortzudenken.

Ein Original, das wohl allen alten Ragnitern bekannt ist, soll noch erwähnt werden. Damals gab es noch die Brotfrauen. Mit einer Peede und zwei großen Körben behangen, in denen Semmeln, Schnecken und anderes Gebäck lagen, zogen sie über Land und riefen: „Fruuke, hiete hebb eck ganz scheene Paomelkes, Schnekkes und verr Se noch he Brootke dat Se sich de Hendkes reiwe ware." Eine der Brotfrauen war Frau Schumann. Sie hatte immer in ihrem Lischke eine Buddel Branntwein stärkster Sorte und wenn es sie „jankerte" stellte sie ab und nahm einen kräftigen Schluck. In einem Winter bei strengem Frost war sie selig eingeschlafen und man mußte ihr die Füße amputieren. Sie ist dann aber doch weiter über Land gegangen. Man rief ihr Ulkworte nach und sie wehrte sich mit den Worten: „Wat well jou von mie, eck ben de Fruu Schumann, mien Mann es dreemoal Mann, he es Temmermann, Schumann und mien Mann." Das Gelächter war dann groß.

An Festen hat es in Ragnit nicht gemangelt. Kaisers Geburtstag, Sedansfest wurden ebenso begangen wie Schulfest, Ruder- und andere Sportvereinsfeste. Wenn die Tilsiter Stadtkapelle durch die engen Straßen zog, herrschte Freude bei groß und klein.

Alljährlich wurde ein Viehmarkt großen Stils in Ragnit abgehalten, von weit und breit wurden Rinder, Kälber und Pferde aufgetrieben und standen in langen Reihen vom Platz oben an der Kirche bis hinunter zum Turnplatz und man konnte litauische und hochdeutsche Brocken durcheinander vernehmen. War der Handel auf dem Markt beendet und alles zur Zufriedenheit erledigt, ging es zu „Hirsch", wo die Flaschen kreisten. So mancher Bauer wurde später in seinen Wagen gehoben.

Ragnit bleibt für alle noch lebenden Ragnitern unvergessen. Alle, die dort geboren sind, dort ihre Kinder- und Jugendzeit verleben durften, denken mit Wemut an die Heimatstadt.

Willi Lipski

Die Memelbrücken von Tilsit

Jahrhundertelang ging der Verkehr über Floß- und Schiffsbrücken — Millionen für Neubauten

Am 18. Oktober 1907 wurde die Königin-Luise-Brücke in Tilsit nach feierlicher Einweihung dem Verkehr übergeben. Sie war ein wichtiges Teilstück der Handelsstraße nach dem baltischen Raum, ermöglichte sie doch einen ungestörten Ablauf des ständig zunehmenden übergebietlichen Verkehrs. Nicht zu Unrecht nannte man sie daher auch die Brücke nach dem Osten.

Ihren eigentlichen Namen erhielt die Brücke nach Preußens volkstümlichster Königin, die hier 1807 den demütigenden Schritt unternahm, von Napoleon I. in persönlicher Aussprache eine Milderung der erdrückend harten Friedensbedingungen für Preußen zu erbitten. Rund zwei Millionen Mark betrugen die Kosten des Neubaus. Je 107 Meter breit waren die drei großen Mittelöffnungen der insgesamt 416,3 Meter langen Brücke von Pfeilermitte zu Pfeilermitte; dazu kamen zwei kleinere Vorbrücken und eine einarmige Klappbrücke von 12 Metern lichter Weite. Die Unterkante der Brücke lag auf einer Länge von mindestens 60 Metern 5,25 Meter über dem höchsten schiffbaren Wasserstand.

In der Zeit der Stadtgründung hatte die Amtsfähre den Verkehr zwischen den beiden Memelufern vermittelt. Später war noch die Stadtfähre etwa im Zuge der Sprindgasse/Speichergasse hinzugekommen. Mehrmals waren auch Schiffbrücken über die Memel geschlagen worden, so auf Befehl des Großen Kurfürsten 1657 und 1658. Während des Siebenjährigen Krieges hatten zeitweilig mehrere von russischen Ingenieuren hergestellte Floßbrücken bestanden, die im Frühjahr dem Marsch der russischen Truppen nach dem westlichen Kriegsschauplatz und im Spätherbst dem Rückmarsch in die Winterquartiere dienten.

Erstmalig im April 1767 wurde eine alljährlich ein- und wieder abzuschwenkende Schiffbrücke auf 36 Prähmen hergestellt. Diese Brücke wurde am 19. Juni 1807 auf Befehl des russischen Heerführers Bennigsen verbrannt, um die Verfolgung der preußischen und russischen Truppen durch die Franzosen zu verhindern. Die Überfahrt erfolgte zunächst mit einer Fähre. Nachdem 1808 die Schiffbrücke neu hergerichtet wurde, bediente man sich der Fähre noch im Frühjahr und Herbst wenn die Schiffbrücke nicht eingefahren war.

Längst schon hätte die schiffahrtbehindernde Schiffbrücke den gesteigerten Verkehrsbedürfnissen nicht mehr genügen können, wäre ihr nicht im Jahre 1875 eine Entlastung durch die neue Eisenbahnbrücke geworden. Diese im Zuge der Eisenbahnlinie Insterburg—Memel 1872 bis 1875 erbaute Brücke hatte eine Fahrbahn für den Fuhrwerksverkehr erhalten, außerdem war Fußgängerverkehr gestattet. Die Streckenführung dieser Eisenbahnlinie war sehr schwierig, waren doch in dem über vier Kilometer breiten Memeltal nicht nur der Hauptstrom, sondern auch seine größten Altströme, die Uszlenkis (Falkensee) und die Kurmerszeris, zu überbrücken, um die Schienenverbindung zwischen den Städten Tilsit und Memel zu ermöglichen. Die Eisenbahnbrücke über die Memel hatte die ungewöhnliche Länge von 531,3 Metern, und die Flutbrücken über die Uszlenkis und die Kurmerszeris waren mit ihren sechs und fünf Öffnungen 428 und 356 Meter lang. Der Bau der drei Eisenbahnbrücken kostete 5 625 000 Mark.

Der über die Eisenbahnhauptbrücke geleitete Fuhrwerksverkehr ging in Übermemel ostwärts über die Verbindungschaussee und mündete mit dem über die Schiffbrücke kommenden Verkehrsstrom in die 1835 erbaute Chaussee Tilsit—Memel ein. Im Zuge dieser Kunststraße waren über die gleichen Altströme der Memel ebenfalls zwei Flutbrücken erforderlich gewesen. 1876 erhielt auch die Straßenbrücke über die Uszlenkis einen eisernen Aufbau von 432 Metern Länge, während ein solcher über die Kurmerszeris in den Jahren 1884—86 mit 376 Metern Länge errichtet wurde. Mit der Fertigstellung der Königin-Luise-Brücke hörte der Fuhrwerksverkehr über die Eisenbahnbrücke, die nun zwei Gleise erhielt, auf Dagegen ermöglichte die Luise-Brücke den Bau einer Anschlußstrecke Tilsit—Mikieten an die im Jahre 1902 eröffnete Kleinbahnlinie Pogegen—Mikieten—Schmalleningken.

Der Königin-Luise-Brücke war nur eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer beschieden. Zwar rettete der Tilsiter Oberbürgermeister Eldor Pohl sie im August 1914 vor der Sprengung durch die deutschen Truppen und bewahrte einige Wochen später Hauptmann Fletscher sie bei der Befreiung der Stadt vor dem gleichen, ihr diesmal durch die Russen zugedachten Los, doch ereilte sie dieses Schicksal dennoch 30 Jahre später im Zweiten Weltkriege. Ausgangs des Jahres 1944 wurde sie nach 37jährigem Bestehen zugleich mit der Eisenbahnbrücke bei der Annäherung der Russen gesprengt. Sie wurde dabei so gründlich zerstört, daß die im Wasser liegenden Trümmer nichts von der einstigen Schönheit der stolzen Bogenkonstruktion ahnen ließen.

Erhalten blieb — so sahen wir in Folge 11 des Ostpreußenblatts vom 14. März 1970 — bis heute stadtseitig lediglich die Auffahrt zur Brücke mit dem Brückentor. **Richard Lindenau**

26. März 1722

Grenzfeste an der Memel

Vor 255 Jahren wurde Ragnit zur Stadt erhoben

700 Jahre deutsche Geschichte: Ordensburg Ragnit — Foto aus „Ragnit im Wandel der Zeiten"

Wenn man an die Geschichte einer Stadt herangeht, ihren Aufstieg und Niedergang, spielen Zahlen eine wichtige Rolle. Man möchte dann alles ganz genau wissen, wie bei den Lebensdaten der Menschen.

Um es vorwegzunehmen: die nachfolgenden Zeilen sollen Ragnit gewidmet sein, der unvergessenen Stadt am Memelstrom. Nun, dem Verlangen soll Genüge getan werden. Begonnen hat es vor genau siebenhundert Jahren. Im Zuge des Angriffs gegen Litauen eroberte der Vogt von Samland, Dietrich, mit seinem Ordensheer die wahrscheinlich auf dem Schloßberg bei Ragnit gelegene Schalauerburg Raganita. 1289 legte Landmeister Meinhard von Querfurt an Stelle der zerstörten Preußenfeste die Burg Landeshut an; sie wurde 1326 in Raganita umbenannt. Fast vierhundert Jahre später, genau gesagt: am 26. März 1722, also vor 255 Jahren, wurde Ragnit zur Stadt erhoben. Das von Friedrich Wilhelm I. ausgestellte Stadtpatent trägt das Datum vom 6. April 1722.

Alter Siedlungsplatz

Man kann und will es nicht leugnen: Ragnit ist niemals das geworden, was man unter einer blühenden Stadt allgemein versteht, so wie Tilsit es war. Ragnit stand immer ein wenig im Schatten der größeren, schöneren Schwester. Es hat des eisernen Durchsetzungswillens des Königs bedurft, daß es überhaupt Stadt wurde.

Der Geheime Kriegsrat von Lesgewang meldete ernste Bedenken an: Ragnit sei

Stadtwappen von Ragnit

viel zu arm, um die Kosten einer Stadtverwaltung zu tragen. Nur vierzehn Einwohner hätten Grundbesitz, insgesamt vierundsechzig Hufen und einige Morgen. Eine einzige Straße, von der eine Querstraße zu der baufälligen Kirche abböge, laufe durch die Ortschaft. Die Handwerker könnten nicht leben und nicht sterben, und die Bevölkerung der Umgegend kaufe ohnehin alles in dem nahegelegenen Tilsit ein. Doch ließ sich der König dadurch nicht beirren. Er bestimmte — damals bestimmten Könige noch — daß einhundertzwanzig Häuser gebaut werden sollten, jedes mit einem Gartengelände von einem Morgen. Die Forstverwaltung, die Einspruch gegen den Einschlag des nötigen Bauholzes erhob, sandte er einen seiner immer recht deutlich gehaltenen Briefe; danach wurden Holz und Ziegel eiligst herangeschafft.

Blühender Handel

Vielleicht hatte der König sich von der Geschichte dieses einst wichtigen Platzes am Strom auf dem Hochufer beeindrucken lassen, angesichts der mächtigen Burg, die noch in allerjüngster Zeit wie ein riesiger Steinblock wirkte. Dieser quadratische Bau mit seiner Seitenlänge von neunundfünfzig Metern war die Hauptburg eines vom Orden geplanten Verteidigungsringes im Umkreis der Memel. Der Eindruck blieb lange erhalten, daß die strategische Lage des Platzes außergewöhnlich gut gewählt war. Am Fuße der Burg, nach Nordosten hin, floß der breite Memelstrom; seine starke Strömung machte ein Übersetzen des Feindes schwer, wenn nicht unmöglich, und das Gelände zwischen dem nördlichen Stromufer bis zu den Schreitlaugker Bergen, ein Gebiet von ansehnlicher Weite, war zu jener Zeit ein schwer zu passierbares Sumpfgelände und so gut einzusehen, daß nichts geschehen konnte, was nicht sofort von der Besatzung der Burg bemerkt worden wäre.

Zudem — aber das konnte der König damals kaum wissen, weil es erst später erkundet wurde — muß um Ragnit nach Osten und Süden ein Gebiet von bemerkenswerter Besiedlung gewesen sein. Seit altersher war die Memel eine der großen Wasserstraßen, die von der Küste tief ins Hinterland führten. Das Mündungsdelta, die Niederung, ist damals ein einziger, unpassierbarer Sumpf gewesen, wo Menschen nicht wohnen konnten. Erts im Gebiet von Tilsit, und natürlich von Ragnit, traten im Norden und Süden trockene Höhenzüge dicht an das Ufer des Stromes heran, die einerseits das Anlegen von Verkehrsstraßen möglich machten, andererseits gab der Fischreichtum des Stromes reichlich Nahrung her.

Auch muß an dieser Stelle eine Handelsstraße von Norden nach Süden die Memel gekreuzt haben, jedenfalls hat man reiche Funde aus der Bronzezeit ans Tageslicht gebracht, sowohl bei Tilsit, als auch rund um Ragnit. Die Blütezeit von Verkehr und Handel dauerte bis in die Zeit der Wikingerzüge, bis in das neunte und zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung an, und noch darüber hinaus. Hier jedenfalls fand der Orden keine Wildnis und keine verödeten Gebiete vor; er brauchte nur an die bestehenden wirtschaftlichen Beziehungen zum Westen und Norden unseres Erdteils anzuknüpfen. Nur profitierte, auf die Dauer gesehen, Tilist eben stärker davon als Ragnit, das allmählich ins Hintertreffen geriet.

Stadt mit Profil

In Ragnit hatte die Kreisverwaltung ihr Domizil, das gab der Stadt das Profil, eine gewisse Bedeutung, abgesehen von dem reich beschickten Markt aus dem Hinterland, wo eine gesunde, einträgliche Landwirtschaft mit Vieh- und Pferdezucht dominierte. In einem der Pfarrhäuser mit Obst- und Gemüsegärten, gleich neben der Kirche, wohnte und waltete seines Amtes der Superintendent. Ostwärts hinter der Kirche befand sich der alte Friedhof. Ein weiter Platz mit Schuppen und Übungsturm der Feuerwehr bot den Übergang zum roten Ziegelbau der Präparandenanstalt, nahe beim alten Landratsamt; unweit davon das Lehrerseminar.

Regsam und aufgeschlossen und weltoffen waren die Menschen, das gilt für die Stadt und das gilt für den Kreis, bildsam und stets dem Modernen zugeneigt, insbesondere wo es um die Bewirtschaftung der Höfe ging, um die Vermehrung und Pflege des Viehbestandes, um die Erschließung der wirtschaftlichen Beziehungen.

Br.

Der Fürstbischof von Ermland:

Residenz in Frauenburg

Dantisius - von Gott berufen - vom Kaiser zum Dichter gekrönt

Man hört oft sagen, der deutsche Osten habe nur durch die Siedler aus dem Westen und Süden des deutschen Reiches Bedeutung erhalten, nicht nur, was die Kolonisierung des Landes betrifft, auch die Elemente des geistig Schöpferischen hätten ihren Ursprung in den weit älteren Kulturen des Westens gehabt, vom Rhein her und darüber hinaus von Flandern und Frankreich.

Dem ist nicht so. Als Beweis kann man eine stattliche Reihe von Namen nennen, zum Beispiel Dantiscus. Sein Vorname war Johannes, und er war ein Danziger Kind, in der Stadt am ‚Baltischen Meer' geboren — am 31. Oktober 1485 — aus der auch Dorothea von Montau hervorging. Auch er wurde ein Diener der Kirche, aber die Heiligkeit und Gottseligkeit der Dorothea erreichte er nicht. Sehr früh schickte man ihn nach Krakau zum Besuch des Gymnasiums. Mit fünfzehn Jahren trat er schon in die Dienste des polnischen Königs. Mit sechzehn und siebzehn hat er sich unter dem Namen Jan Dantyszek am Feldzug gegen die Tataren beteiligt, und er ging ganz unversehrt aus allen Kämpfen hervor, bereiste dann die Küsten Griechenlands, fuhr nach Italien und kehrte nach Krakau zurück, um dort zu studieren: Mathematik, Kirchenrecht und Theologie.

Seine Beziehungen zum Hof brachten ihm das Vertrauen des Königs ein. Sigismund I. ernannte ihn zu seinem Sekretär; später wurde er Botschafter und kam nach Wien an den Hof Maximilians I. Die höfische Atmosphäre zog ihn gewaltig an. Unter dem Einfluß des Kaisers entfaltete er sich zum Dichter, denn Maximilian war allen Künsten und Wissenschaften ergeben. In seiner Jugend führte dieser ein außergewöhnlich bewegtes Leben. Erst achtzehnjährig, vermählte er sich mit Maria von Burgund, die ihm zwei Kinder schenkte, Philipp und Margarete, und sich danach zum Sterben legte. Als er Kaiser geworden war, vermählte er sich mit Bianca Sforza von Mailand. Sie brachte ihm dreihunderttausend Dukaten Heiratsgut mit. Sie zog aber auch Freunde an den Wiener Hof, die sich dem Humanismus verschrieben hatten, wodurch Wien zu einem Sammelpunkt der Musen wurde.

In diesen anregenden Kreis kam Dantiscus hinein, selbst schon inspiriert durch seine Erlebnisse in Griechenland und Italien. Zwar schuf er damals noch keine Verse zur Ehre Gottes, aber sie zeichneten sich durch Klarheit der Gedanken und Reinheit der Sprache aus, und alle waren begeistert von ihm. In feierlichem Akt wurde er von der Hand des Kaisers 1516 zum Dichter gekrönt . . .

Als die deutschen Kurfürsten Karl V. zum Kaiser gewählt hatten, wurde Dantiscus zur Vertretung der polnischen Interessen an den Hof nach Spanien geschickt, wo Karl V. als spanischer König auch als deutscher Kaiser residierte. Auch das Leben in Granada mag für ihn reizvoll und erhebend gewesen sein. Aber die Zeit war ernster und bedrohlicher geworden; die heiteren Tage von Wien waren vorbei. Besonders in Deutschland standen die Dinge schlecht, wo sich humanistisches Denken, Reformation und die von ihr herausgeforderte Gegnerschaft im Raume stießen.

Zwar schrieb Dantiscus noch immer Gedichte, zum Teil bessere als jemals zuvor, aber sie hatten nicht mehr das Pathos der Jugend, es loderte nicht mehr die hohe Lebensfreude darin. Es war ein tastendes Suchen zum Göttlichen hin.

Nach Abschluß seiner vierjährigen Mission in Granada kehrte er nach Krakau zurück und trat 1532 sein geistliches Amt an. Er erhielt das Bistum Kulm und lebte von nun an ganz darin, Gott geweiht und vor seinem Angesicht. Doch war Kulm, ein schönes, fruchtbares Land, nur ein Übergang. 1537 löste er Lukas Watselrode in seinem Amt ab und wurde Fürstbischof von Ermland, das zu jener Zeit unter polnischer Herrschaft stand und von der Reformation nicht berührt worden war. Dantiscus residierte in Frauenburg, wo auch Copernicus lebte und wirkte und 1543 starb. Fünf Jahre danach legte sich auch Dantiscus zum Sterben nieder. Sein Nachfolger wurde Hosius, der mit großer Strenge auch den geringsten Anfängen des evangelischen Glaubens im Ermland wehrte.

pb

Grenz-Dokument aus dem 18. Jahrhundert (im Besitz des staatlichen Archivlagers Göttingen) — aus „Ragnit im Wandel der Zeiten"

Ragnit

einst

LANDESHUT

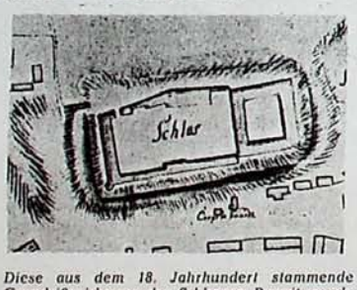
Von Arnold Grunwald

Zwei Jahre vor dem Ersten Weltkrieg besuchte ich zum ersten Male Ragnit auf einer Wanderung mit Freunden von Tilsit aus. Wir überschritten die Luisenbrücke mit ihren mächtigen Bögen; vom Brückenkopf, dem kleinen, ach so oft besuchten Gasthaus auf der nördlichen Memelseite, erfreuten wir uns an dem schönen Anblick der malerisch daliegenden Stadt und empfanden den barocken Turm der Deutschen Kirche auf seinem Kugelunterbau wie Musik. Dann aber ging es ostwärts durch die Wiesen mit ihrem üppigen Grauchs und den weidenden Herden bei Krakonischken bis zum sagenumwobenen Rombinus. Steil fiel das Ufer ab, und an seinem Fuße wälzte breit und mächtig der Memelstrom seine Wogen. Drüben lag unser Wanderziel, die Stadt Ragnit mit ihren hohen Kirchturm im Hintergrund und dem riesigen Steinblock seiner alten Ordensburg, schlicht und schmucklos, aber voll imponierender Wucht, ein Ausdruck unerschütterlicher Macht, die allen Stürmen zu trotzen schien.

Einen „riesigen Steinblock" nennt der Verfasser das alte Ordensschloß Ragnit. Der quadratische Bau mit 59 Meter Seitenlänge war die Hauptburg eines großzügig geplanten Verteidigungsrings im Umkreis der Memel. Die erste, 1289 noch als Erdwerk errichtete Wehranlage führte den Namen Landeshut, denn sie sollte Landeshüterin beim Einfall heidnischer Scharen sein. 1397 begann der Ausbau der Burg in Backstein unter der Oberleitung des tüchtigen, aus Koblenz stammenden Ordensbaumeisters Nicolaus Fellensteyn, der sich als ein Meister der Wölbekunst beim Bau des Hochmeisterpalastes der Marienburg erwiesen hat. Die Innenräume wurden im vorigen Jahrhundert verändert, weil das alte Schloß Ragnit zum Gefängnis bestimmt wurde. Auch die Außenfronten hüßten durch Wanddurchbrechungen viel von ihren ursprünglichen Formen ein, dennoch übten sie eine großartige Wirkung aus.

Zellstoffabrik Waldhof-Ragnit

Das neuzeitliche Interesse aber richtete sich auf die tiefer am Ufer liegende Zellstoff-Fabrik Waldhof-Ragnit mit ihren hohen Schloten und großen Turbinenhallen; sie war vor kurzem fertiggestellt worden, eine Begründung des Mutterwerkes Waldhof bei Mannheim. Mit ihrem Heer von Arbeitern veränderte sie völlig den Charakter der Stadt. Durch ihren Zustrom vermehrte sich die Einwohnerzahl des kleinen, verträumten Beamten- und Kleinbürgerstädtchens fast auf das Doppelte, und der Arbeiter beherrschte das Stadtbild. Doch uns Wanderern fesselte das ewige Wallen des mächtigen Stromes, den wir auf einer Fähre überquerten. Noch lag damals die weit und breit bei allen Rudersportlern bekannte „Westerplatte" an seinem Ufer. Später ging sie ein, und ihre führende Stellung übernahm der Ragniter Ruderverein, der ein geräumiges Bootshaus auf dem Gelände der „Zellstoff" erbauen durfte und eine beachtliche Rolle auch im geselligen Leben der Stadt spielte. Friedlich und lachend lag jetzt im Sommer die Wasserbreite da. Die Umfassungsmauer der Fabrik schien diese nur vor Unbefugten zu schützen. Auf der Stadtseite lief an ihrem Zaun ein mit Schlacke gefestigter Weg durch das tiefliegende, und versumpfte Gelände, aus dem ich zu



Diese aus dem 18. Jahrhundert stammende Grundrißzeichnung des Schlosses Ragnit wurde im Preußischen Staatsarchiv zu Königsberg aufbewahrt.

meiner Freude den schrillen Ruf des Eisvogels vernehmen und sein blaugrün blitzendes Gefieder wie ein Juwel in das Wasser stürzen sehen konnte.

Weitweise und zeitenfern schaute die Ordensburg von ihrer Höhe mit ihren Fenstern herab. Der „Schwarze Weg" wird jedem Ragniter noch als beliebter Spaziergang für jung und alt in Erinnerung sein, und manches Herz mag noch heute im Gedenken an selige Jugendzeiten zu zweien lebhafter schlagen. Im Winter bot der zugefrorene Strom einen bequemen Übergang nach Übermemel, vorsorglich wurde der Weg mit Ästen abgesteckt. Flußaufwärts konnte man an den bewaldeten Anhöhen und weiten beschneiten Feldern entlang reizvolle Spaziergänge unternehmen. Wenn aber im Frühling der Strom anschwoll, sein mächtiger Rücken das Eis zerbrach und gewaltige Schollen tief aus Rußland kommend das alte Urstromtal klirrend und reibend erfüllten und die Memelwiesen weit bis zur Schreitlaugker Forst überfluteten, dann stieg das Hochwasser auch an der Fabrikmauer empor, wie eine Insel lag sie mitten in den Gewässern, die mit unheimlicher Kraft und gelassener Ruhe das ganze, am Burgberg liegende Unterland in Besitz nahmen, oft auch die Fabrikmauer überstiegen und neugierig den Fabrikräumen und Turbinen einen Besuch abstatteten, still murmelnd sich des modernen Unfugs wunderten und unter Hinterlassung von Schlamm und Geröll langsam wieder in ihr altes Bett zurücksanken. Das war ein Schauspiel, das Tausende zumal bei blitzender Frühlingssonne anzog und namentlich der Jugend Gelegenheit gab, lebensgefährliche Fahrten auf den an den Rand getriebenen, sich drehenden und wieder dem Strombett zustrebenden Schollen zu unternehmen, von einer zur andern zu springen und waghalsige Kunststücke zu probieren. Manches Scheltwort und mancher Schlag empfing die mutigen Seefahrer, wenn sie, die Wangen noch rot und die Augen noch blitzend ob der erlebten Abenteuer, aber doch etwas bedrückt vor die Mutter traten, weil die Schuhe völlig durchnäßt und verschmutzt waren und man an Hosen und Strümpfen keinen trockenen Faden finden konnte; gottlob, wenn alles noch so abging, aber schön war's doch!

Der Uhrturm — Rest der Vorburg

Wir Wanderer aber tippelten damals die steigende Straße zur Stadt und der Burghöhe empor und gelangten dann rechts nach Westen gewandt in wenigen Minuten zu dem geräumigen Rechteck des Marktplatzes. Breit begrenzte im Osten ihn der Gebäudekomplex des Hermannschen Grundstücks mit seinen großen Schaufenstern. An den Langseiten des Marktes standen links und rechts bejahrte Kaufmannshäuser mit Läden und Wohnungen und blickten an Markttagen auf das Gewimmel der feilschenden und kaufenden Marktbesucher. Auf der rechten Seite stand das Postgebäude, ein unscheinbarer Bau. Daneben lag damals noch das bekannte Gasthaus „Zur Post", in dessen Hinterzimmer, der sogenannten „Kadaksch", sich die Honoratioren der Stadt zum Dämmerschoppen trafen. Später mußte es dem Neubau des Kinos weichen. Weiter an der Ecke erhob sich kühn das hohe Gebäude von Kaisers Kaffeegeschäft und blickte hinüber auf das alte Landratsamt mit seinem schönen Garten, der zum Mühlenteich sich erstreckte und seitlich von hohen Kastanienbäumen flankiert wurde, die später altersschwach dem Verkehr und der Straßenverbreiterung zum Opfer fielen.

Das Landratsamt wurde nach Tilsit verlegt, und in den leeren Räumen fanden Magistrat und Sparkasse willkommene Unterkunft. Hier zweigte eine wichtige Verkehrsstraße nach dem südlichen Stadtteil und dem Bahnhof ab. Doch unser Augenmerk richtete sich vorerst auf die nördliche Ausweitung des Marktes gegenüber dem Landratsamt. Hier stand ein altes Bauwerk, ein Uhrturm, zu dem einige Stufen unbenutzt emporführten, und wir verspürten historischen Boden. Hier hatte einst die Vorburg des großen Ordensschlosses sich ausgedehnt, von der nur noch der Uhrturm Zeugnis ablegte. Hinter ihm und seitlich etwas versteckt stand ein mächtiges Tor in einer Mauer, das den Eingang zur Burg bildete. Hier waren Amtsgericht und Zuchthaus in den alten Räumen untergebracht, und es bedurfte schon besonderer Erlaubnis und guter Empfehlung, wenn einem die doppelten Türschlösser geöffnet wurden und der Zutritt zum dunklen Geviert des Burghofes mit seinen düster aufragenden Trutzmauern gestattet werden sollte. Damals gingen wir zurück und auf die andere Seite des Marktes vorbei an den Geschäften und Auffahrten von Ehleben, Sauff und Kleinke. Hinter diesen befand sich ein riesiger Hof, in dem früher eine Brauerei betrieben worden war und jetzt unter anderem ein bullenstarker Schmied sein Gewerbe ausübte.

Am Ende des Marktes bei der Ibingschen Buchhandlung zweigte die Kirchenstraße ab und senkte sich zur Gegend des langsam verlandenden Zinkenteiches. Hier war noch Ruhe und Frieden des alten Ragnit. Links fielen mächtige Kastanienbäume auf; mit starken Eisenbändern wurden ihre Äste zusammengehalten, doch nach einem Jahrzehnt mußten auch sie wegen Altersschwäche leider gefällt werden. Sie standen vor den Pfarrhäusern, in denen Superintendent und Geistliche wohnten. Gegenüber erhob sich das alte Magistratsgebäude mit seinem von beiden Seiten zugänglichen Treppenvorbau. Hinter den Pfarrhäusern dehnten sich weite zugehörige Obst- und Gemüsegärten aus. An sie schloß sich im Zuge der Straße das Gotteshaus mit seinem erst später angebauten hohen Glockenturm an, einem weithin sichtbaren Wahrzeichen der Stadt. Ostwärts hinter der Kirche lag der alte Friedhof. Ein weiter Platz mit Schuppen und Übungsturm der Feuerwehr bot dann den Übergang zu dem roten Ziegelbau der Präparandenanstalt, die mit ihrer Front schon an der zum Bahnhof führenden, am alten Landratsamt oben beginnenden späteren Landrat-Penner-Straße lag. Aber schon fesselt den Blick ein im Grün hoher Bäume verstecktes hohes Gebäude aus roten Ziegeln. Golden schimmern durch die Äste große Lettern: „Königliches Lehrerseminar." Viele Lehrergenerationen sind hier ausgebildet worden, und wenn auch vieles hart und eng und mager war, die Vergangenheit wurde von der Erinnerung vergoldet, und die alten Klassenkameraden trafen sich nach einer bestimmten Reihe von Jahren, um beim „Jubiläum" schmunzelnd wieder die alten Räume zu besichtigen. Nach dem Ersten Weltkrieg fiel es der neuen Zeit zum Opfer, und in den Räumen wurde die Aufbauschule untergebracht.

Wer hätte damals auch nur im entferntesten ahnen können, welches Schicksal Deutschland treffen sollte!

Auf dem „Chimborasso"

Der Frieden von Versailles war geschlossen, das Memelland abgetrennt. Die goldenen Lettern: „Königliches Lehrerseminar" waren auf den Boden gewandert, aus dem Seminar wurde die „Staatliche Deutsche Oberschule in Aufbauform", die begabte Volksschüler nach dem sechsten, später siebenten Schuljahr zum Abiturium und damit zur Universitätsreife führte.

Was bot die Schule für Möglichkeiten zur Erholung und Freude! Neben dem Schulhof mit seiner geräumigen Turnhalle hatte sie einen großen Schulpark so groß, daß im Sommer in ihm vier Klassen gleichzeitig unterrichtet werden konnten, ohne sich gegenseitig zu stören. Besonders gern saß man auf dem „Chimborasso", einem künstlich aufgeschütteten Hügel neben einem Teiche, der längst von großgewordenen Linden beschattet wurde. Bequeme und gepflegte Wege führten um den Park und durchschnitten ihn, und vom Morgen bis zur Dunkelheit stand er den Schülern ohne besondere Aufsicht zur Verfügung. Denn während die Mädchen in städtischen Pensionen untergebracht waren, wohnten alle Schüler im Schülerheim, das im nördlichen Wohnflügel des alten Seminars eingerichtet war. Ausgezeichnet war die Verpflegung für billigsten Preis. Lese- und Spielzimmer, eigene Bücherei, Zeitschriften, Radio und Grammophon mit erlesener Plattensammlung standen zur Verfügung. Auf Geselligkeit wurde größter Wert gelegt. Gemeinsam mit den zahlreichen Schülerinnen wurde im Sommer Volkstanz im Park gepflegt, im Winter gab eine Tanzlehrerin aus Tilsit Unterricht im Gesellschaftstanz. So konnten in der Aula, die reizend ausgeschmückt wurde, wundervolle Feste gefeiert werden, sei es zu Weihnachten, sei es bei der Verabschiedung der Abiturienten. In vier Fällen haben Schülerfreundschaften später zu glücklichen Ehen geführt.

Wie häufige Besuche der vorgesetzten Behörden aus Königsberg und dem Ministerium und deren steigende Bereitwilligkeit zur Bewilligung von Geldmitteln bewiesen, fand die Schule infolge ihrer Eigenart und ihrer ständigen guten Leistungen auch dort Beachtung und Anerkennung.

Das Landratsamt des Kreises Tilsit-Ragnit in Tilsit am Mühlenteich.

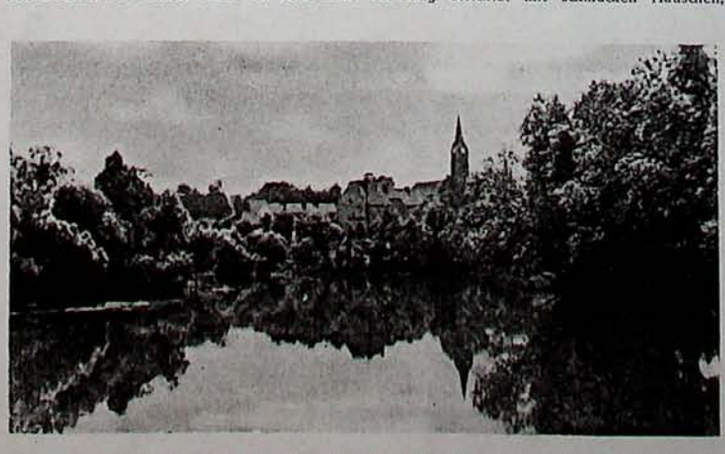
Schmucke Häuser in „Klein-Amerika"

Nach dem Russeneinfall in Ostpreußen 1914 hatte sich in den Vereinigten Staaten von Amerika die Kunde verbreitet, daß Ragnit in Flammen aufgegangen sei. Professor Eugen Kühnemann von der Universität Breslau war vom Kriegsausbruch in den Staaten überrascht worden. Ein glänzender Redner und auch der englischen Sprache in Wort und Schrift mächtig, hielt er überall und namentlich in Versammlungen der Deutschen flammende Reden in gutem Glauben und forderte zur Linderung der Not auf; viele, viele Dollar wurden gezeichnet und gespendet und fanden ihren Weg nach Ragnit. Zerstört war hier freilich nichts, aber infolge der angestiegenen Einwohnerzahl herrschte empfindliche Wohnungsnot. So bot die Spende willkommene Hilfe. Namentlich in der Richtung der verlängerten Seminarstraße wurden Häuser, zum Teil aus Holz, erbaut, und angebrachte Tafeln verkündigten den Namen des amerikanischen Spenders. Seitab der Straße wurde eine Siedlung errichtet mit schmucken Häuschen, kleinen Wirtschaftsgebäuden und Vorgärtchen. „Klein-Amerika" zu Ehren der Spende genannt.

Als ich drei Jahre nach Kriegsende Professor Kühnemann aus anderer Veranlassung zu einem Vortrag in Tilsit gewann, mußte ich mit ihm nach Ragnit fahren, um die seiner Initiative zu verdankenden Häuser und Anlagen zu besichtigen. Er legte Wert darauf, seinen amerikanischen Freunden zu berichten, was er mit eigenen Augen gesehen hatte; denn dort war Verdacht aufgestiegen. So kamen wir auch zu einem kleinen Häuschen, einem schlichten Holzbau mit Obergeschoß, auf der Gedenktafel lasen wir: „Eugen-Kühnemann-Haus, gestiftet von seinen Freunden in St. Louis." Nie werde ich die Rührung des Sechzigjährigen vergessen. Mit Tränen in den Augen schloß er mich auf offener Straße in seine Arme, und durchaus wollte er auch das Haus im Inneren besichtigen. Eine Arbeiterfamilie mit zwei Kindern wohnte dort, der Mann war nicht zu Hause. K. gab sich zu erkennen und unterhielt sich mit der Frau, dann fragte er mich leise verschämt, ob er den Leuten wohl etwas Geld anbieten dürfe. Ich lachte und sagte nur: „Je mehr, desto lieber!" und der Betrag wurde dankend, aber ohne besonderen Gefühlsausbruch entgegengenommen.

Durch diese Gegend wurde später vom Bahnhof ein besonderes Geleise gelegt, das zur Zellstoffabrik führte und für diese bestimmte Waggons direkt dorthin transportierte. Der ausgedehnte Mühlenteich wurde durch den Bahndamm zerschnitten und der Damm selbst, freilich verbotenerweise, zu Spaziergängen benutzt. So wurde auch die verschwiegene und abgelegene Begräbnisanlage der Familie von Mack-Althof zugänglich. Im Schatten hoher Bäume auf einer in den Teich vorspringenden Landzunge gelegen, machten die etwa dreißig Gräber einen sehr weihevollen Eindruck. Da am Rande des Teiches auch Promenaden angelegt wurden, entstand hier ein schöner, ruhiger Spazierweg.

Als Kuriosum will ich noch erwähnen, daß ich 1952 in Varrazze an der Riviera einen Herrn kennenlernte, der mir im Gespräch erzählte, er sei verwundet in russische Gefangenschaft geraten und als Kranker nach Klein-Amerika ins Quartier gelegt worden; ambulant sei er dann in der Aufbauschule behandelt worden, die die Russen als Lazarett eingerichtet hatten.



Freundlich ist der Blick über den Teich hinüber zu der Stadt Ragnit. Im Hintergrund die 1772 erbaute Pfarrkirche.

26. März 1722

Grenzfeste an der Memel

Vor 255 Jahren wurde Ragnit zur Stadt erhoben

700 Jahre deutsche Geschichte: Ordensburg Ragnit

Foto aus „Ragnit im Wandel der Zeiten"

Wenn man an die Geschichte einer Stadt herangeht, ihren Aufstieg und Niedergang, spielen Zahlen eine wichtige Rolle. Man möchte dann alles ganz genau wissen, wie bei den Lebensdaten der Menschen.

Um es vorwegzunehmen: die nachfolgenden Zeilen sollen Ragnit gewidmet sein, der unvergessenen Stadt am Memelstrom. Nun, dem Verlangen soll Genüge getan werden. Begonnen hat es vor genau siebenhundert Jahren. Im Zuge des Angriffs gegen Litauen eroberte der Vogt von Samland, Dietrich, mit seinem Ordensheer die wahrscheinlich auf dem Schloßberg bei Ragnit gelegene Schalauerburg Raganita. 1289 legte Landmeister Meinhard von Querfurt an Stelle der zerstörten Preußenfeste die Burg Landeshut an; sie wurde 1326 in Raganita umbenannt. Fast vierhundert Jahre später, genau gesagt: am 26. März 1722, also vor 255 Jahren, wurde Ragnit zur Stadt erhoben. Das von Friedrich Wilhelm I. ausgestellte Stadtpatent trägt das Datum vom 6. April 1722.

Alter Siedlungsplatz

Man kann und will es nicht leugnen: Ragnit ist niemals das geworden, was man unter einer blühenden Stadt allgemein versteht, so wie Tilsit es war. Ragnit stand immer ein wenig im Schatten der größeren, schöneren Schwester. Es hat des eisernen Durchsetzungswillens des Königs bedurft, daß es überhaupt Stadt wurde.

Der Geheime Kriegsrat von Lesgewang meldete ernste Bedenken an: Ragnit sei

Stadtwappen von Ragnit

viel zu arm, um die Kosten einer Stadtverwaltung zu tragen. Nur vierzehn Einwohner hätten Grundbesitz, insgesamt vierundsechzig Hufen und einige Morgen. Eine einzige Straße, von der eine Querstraße zu der baufälligen Kirche abböge, laufe durch die Ortschaft. Die Handwerker könnten nicht leben und nicht sterben, und die Bevölkerung der Umgegend kaufe ohnehin alles in dem nahegelegenen Tilsit ein. Doch ließ sich der König dadurch nicht beirren. Er bestimmte — damals bestimmten Könige noch — daß einhundertzwanzig Häuser gebaut werden sollten, jedes mit einem Gartengelände von einem Morgen. Die Forstverwaltung, die Einspruch gegen den Einschlag des nötigen Bauholzes erhob, sandte er einen seiner immer recht deutlich gehaltenen Briefe; danach wurden Holz und Ziegel eiligst herangeschafft.

Blühender Handel

Vielleicht hatte der König sich von der Geschichte dieses einst wichtigen Platzes am Strom auf dem Hochufer beeindrucken lassen, angesichts der mächtigen Burg, die noch in allerjüngster Zeit wie ein riesiger Steinblock wirkte. Dieser quadratische Bau mit seiner Seitenlänge von neunundfünfzig Metern war die Hauptburg eines vom Orden geplanten Verteidigungsringes im Umkreis der Memel. Der Eindruck blieb lange erhalten, daß die strategische Lage des Platzes außergewöhnlich gut gewählt war. Am Fuße der Burg, nach Nordosten hin, floß der breite Memelstrom; seine starke Strömung machte ein Übersetzen des Feindes schwer, wenn nicht unmöglich, und das Gelände zwischen dem nördlichen Stromufer bis zu den Schreitlaugker Bergen, ein Gebiet von ansehnlicher Weite, war zu jener Zeit ein schwer zu passierbares Sumpfgelände und so gut einzusehen, daß nichts geschehen konnte, was nicht sofort von der Besatzung der Burg bemerkt worden wäre.

Zudem — aber das konnte der König damals kaum wissen, weil es erst später erkundet wurde — muß um Ragnit nach Osten und Süden ein Gebiet von bemerkenswerter Besiedlung gewesen sein. Seit altersher war die Memel eine der großen Wasserstraßen, die von der Küste tief ins Hinterland führten. Das Mündungsdelta, die Niederung, ist damals ein einziger, unpassierbarer Sumpf gewesen, wo Menschen nicht wohnen konnten. Erts im Gebiet von Tilsit, und natürlich von Ragnit, traten im Norden und Süden trockene Höhenzüge dicht an das Ufer des Stromes heran, die einerseits das Anlegen von Verkehrsstraßen möglich machten, andererseits gab der Fischreichtum des Stromes reichlich Nahrung her.

Auch muß an dieser Stelle eine Handelsstraße von Norden nach Süden die Memel gekreuzt haben, jedenfalls hat man reiche Funde aus der Bronzezeit ans Tageslicht gebracht, sowohl bei Tilsit, als auch rund um Ragnit. Die Blütezeit von Verkehr und Handel dauerte bis in die Zeit der Wikingerzüge, bis in das neunte und zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung an, und noch darüber hinaus. Hier jedenfalls fand der Orden keine Wildnis und keine verödeten Gebiete vor; er brauchte nur an die bestehenden wirtschaftlichen Beziehungen zum Westen und Norden unseres Erdteils anzuknüpfen. Nur profitierte, auf die Dauer gesehen, Tilist eben stärker davon als Ragnit, das allmählich ins Hintertreffen geriet.

Stadt mit Profil

In Ragnit hatte die Kreisverwaltung ihr Domizil, das gab der Stadt das Profil, eine gewisse Bedeutung, abgesehen von dem reich beschickten Markt aus dem Hinterland, wo eine gesunde, einträgliche Landwirtschaft mit Vieh- und Pferdezucht dominierte. In einem der Pfarrhäuser mit Obst- und Gemüsegärten, gleich neben der Kirche, wohnte und waltete seines Amtes der Superintendent. Ostwärts hinter der Kirche befand sich der alte Friedhof. Ein weiter Platz mit Schuppen und Ubungsturm der Feuerwehr bot den Ubergang zum roten Ziegelbau der Präparandenanstalt, nahe beim alten Landratsamt; unweit davon das Lehrerseminar.

Regsam und aufgeschlossen und weltoffen waren die Menschen, das gilt für die Stadt und das gilt für den Kreis, bildsam und stets dem Modernen zugeneigt, insbesondere wo es um die Bewirtschaftung der Höfe ging, um die Vermehrung und Pflege des Viehbestandes, um die Erschließung der wirtschaftlichen Beziehungen.

Br.

Der Fürstbischof von Ermland:

Residenz in Frauenburg

Dantisius - von Gott berufen - vom Kaiser zum Dichter gekrönt

Man hört oft sagen, der deutsche Osten habe nur durch die Siedler aus dem Westen und Süden des deutschen Reiches Bedeutung erhalten, nicht nur, was die Kolonisierung des Landes betrifft, auch die Elemente des geistig Schöpferischen hätten ihren Ursprung in den weit älteren Kulturen des Westens gehabt, vom Rhein her und darüber hinaus von Flandern und Frankreich.

Dem ist nicht so. Als Beweis kann man eine stattliche Reihe von Namen nennen, zum Beispiel Dantiscus. Sein Vorname war Johannes, und er war ein Danziger Kind, in der Stadt am ‚Baltischen Meer' geboren — am 31. Oktober 1485 — aus der auch Dorothea von Montau hervorging. Auch er wurde ein Diener der Kirche, aber die Heiligkeit und Gottseligkeit der Dorothea erreichte er nicht. Sehr früh schickte man ihn nach Krakau zum Besuch des Gymnasiums. Mit fünfzehn Jahren trat er schon in die Dienste des polnischen Königs. Mit sechzehn und siebzehn hat er sich unter dem Namen Jan Dantyszek am Feldzug gegen die Tataren beteiligt, und er ging ganz unversehrt aus allen Kämpfen hervor, bereiste dann die Küsten Griechenlands, fuhr nach Italien und kehrte nach Krakau zurück, um dort zu studieren: Mathematik, Kirchenrecht und Theologie.

Seine Beziehungen zum Hof brachten ihm das Vertrauen des Königs ein. Sigismund I. ernannte ihn zu seinem Sekretär; später wurde er Botschafter und kam nach Wien an den Hof Maximilians I. Die höfische Atmosphäre zog ihn gewaltig an. Unter dem Einfluß des Kaisers entfaltete er sich zum Dichter, denn Maximilian war allen Künsten und Wissenschaften ergeben. In seiner Jugend führte dieser ein außergewöhnlich bewegtes Leben. Erst achtzehnjährig, vermählte er sich mit Maria von Burgund, die ihm zwei Kinder schenkte, Philipp und Margarete, und sich danach zum Sterben legte. Als er Kaiser geworden war, vermählte er sich mit Bianca Sforza von Mailand. Sie brachte ihm dreihunderttausend Dukaten Heiratsgut mit. Sie zog aber auch Freunde an den Wiener Hof, die sich dem Humanismus verschrieben hatten, wodurch Wien zu einem Sammelpunkt der Musen wurde.

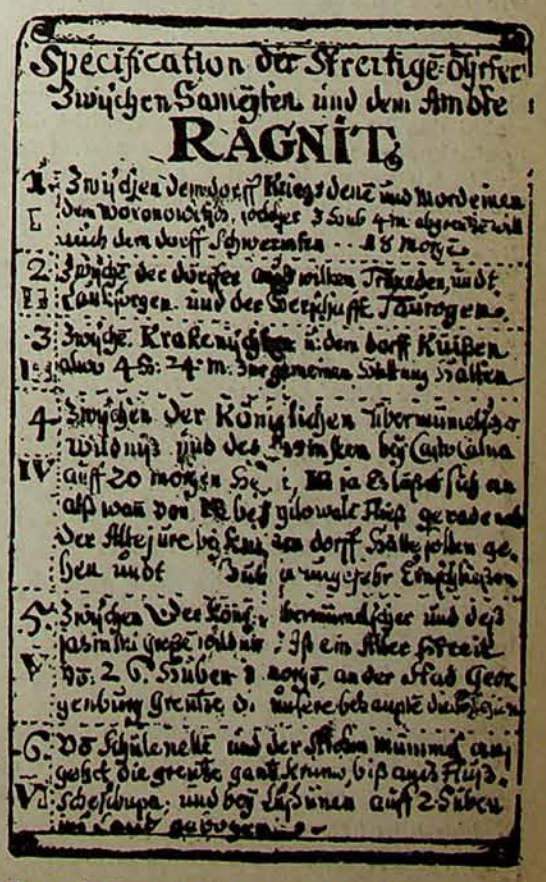
In diesen anregenden Kreis kam Dantiscus hinein, selbst schon inspiriert durch seine Erlebnisse in Griechenland und Italien. Zwar schuf er damals noch keine Verse zur Ehre Gottes, aber sie zeichneten sich durch Klarheit der Gedanken und Reinheit der Sprache aus, und alle waren begeistert von ihm. In feierlichem Akt wurde er von der Hand des Kaisers 1516 zum Dichter gekrönt . . .

Als die deutschen Kurfürsten Karl V. zum Kaiser gewählt hatten, wurde Dantiscus zur Vertretung der polnischen Interessen an den Hof nach Spanien geschickt, wo Karl V. als spanischer König auch als deutscher Kaiser residierte. Auch das Leben in Granada mag für ihn reizvoll und erhebend gewesen sein. Aber die Zeit war ernster und bedrohlicher geworden; die heiteren Tage von Wien waren vorbei. Besonders in Deutschland standen die Dinge schlecht, wo sich humanistisches Denken, Reformation und die von ihr herausgeforderte Gegnerschaft im Raume stießen.

Zwar schrieb Dantiscus noch immer Gedichte, zum Teil bessere als jemals zuvor, aber sie hatten nicht mehr das Pathos der Jugend, es loderte nicht mehr die hohe Lebensfreude darin. Es war ein tastendes Suchen zum Göttlichen hin.

Nach Abschluß seiner vierjährigen Mission in Granada kehrte er nach Krakau zurück und trat 1532 sein geistliches Amt an. Er erhielt das Bistum Kulm und lebte von nun an ganz darin, Gott geweiht und vor seinem Angesicht. Doch war Kulm, ein schönes, fruchtbares Land, nur ein Übergang. 1537 löste er Lukas Watselrode in seinem Amt ab und wurde Fürstbischof von Ermland, das zu jener Zeit unter polnischer Herrschaft stand und von der Reformation nicht berührt worden war. Dantiscus residierte in Frauenburg, wo auch Copernicus lebte und wirkte und 1543 starb. Fünf Jahre danach legte sich auch Dantiscus zum Sterben nieder. Sein Nachfolger wurde Hosius, der mit großer Strenge auch den geringsten Anfängen des evangelischen Glaubens im Ermland wehrte.

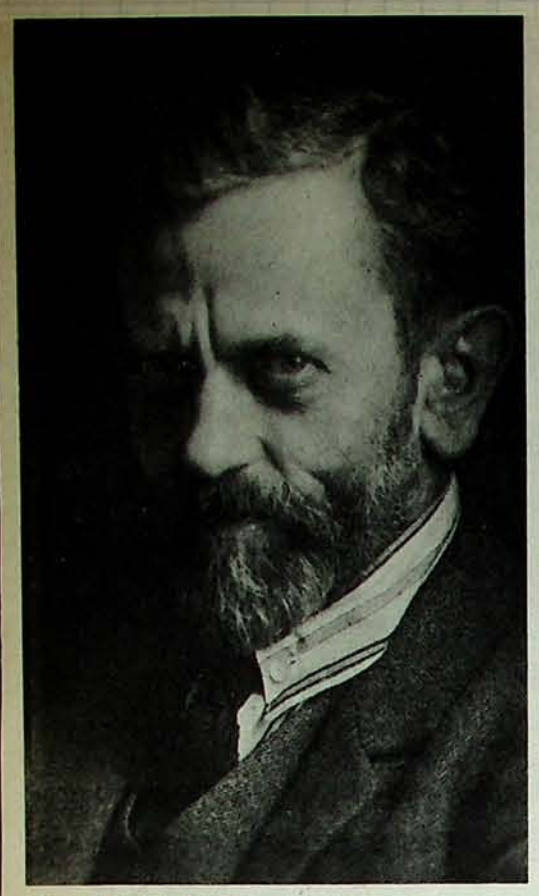
pb



Grenz-Dokument aus dem 18. Jahrhundert (im Besitz des staatlichen Archivlagers Göttingen) aus „Ragnit im Wandel der Zeiten".

Orientträume eines Ostpreußen – und was daraus wurde

Zum Gedenken an den Journalisten Dr. Hubert Clages



Dr. Hubert Clages: Nestor der Journalistik . . . Foto Hege

Vor mehr als 110 Jahren, am 11. November 1866, wurde einer der hervorragendsten deutschen Journalisten alter Schule und unermüdlicher Wegbereiter berufsständischer Arbeit in Deutschland, Hubert Clages, in Kallwellen bei Lasdehnen, Kreis Pillkallen, als zweites Kind des Kgl. Oberförsters Julius Clages und seiner Ehefrau Petrine, geb. Reußner, geboren. Seine Vorfahren waren Hugenotten. Den Vater verlor er schon mit drei Jahren, die Mutter ein Jahr später, weshalb er Kindheit und erste Schuljahre in Deutsch-Eylau im Hause seines Pflegevaters Bernhard Heger verbrachte, dessen Namen er auch zunächst führte. Später besuchte er das Gymnasium in Strasburg/O. An diese frühen ostpreußischen Jahre, an Wälder und Wanderungen, dachte er lebenslang stets mit besonderer Liebe zurück, und zu seiner größten Freude konnte er seiner Frau noch ein Jahr vor seinem Tode diese Kindheitsstätten auf einer gemeinsamen Reise zeigen.

Nachdem Hubert Clages seine Schulzeit erst auf dem Heilig-Kreuz-Gymnasium in Dresden fortgesetzt hatte, schickte ihn seine Tante, Caroline Feddersen, im Oktober 1880 nach Schulpforta. Die Internatsgemeinschaft ersetzte dem Waisenkind dort das Elternhaus, und wo immer ihn sein späteres Berufsleben hin verschlug, gründete er ‚Pförtner-Abende' oder schloß sich bereits bestehenden an.

Über die Wahl seines Berufs schreibt Hubert Clages in einem Lebenslauf: „Ostern 1887 verließ ich als frischgebackener Mulus die altberühmte preußische Fürsten- und Landesschule Pforta, also eine Heimstätte des humanistischen Systems (damals noch) strengster Observanz. Diesem System von Herzen ergeben, aber trotzdem auch schlechthin an allem interessiert, was nicht irgendwie mit Mathematik zusammenhing. Und bei Lehrern und Mitschülern als ‚romantischer' Wesensart abgestempelt. Dieser Einschlag hatte mich als künftigen Beruf die Konsulatslaufbahn im Orient wählen lassen, wobei das bestimmende Moment nicht die Laufbahn, sondern der Orient war. Den wollte ich kennenlernen! Die Märchen der 1001 Nacht, Firdusis Heldenepos, die indischen Veden und das Mahabharata hatten meine Phantasie entzündet, ihre Stätten, ihre bunt flimmernde Welt und Menschen sollten meinem Leben Heimat werden.

Nach einem sorglosen ersten Semester in München [wo H. G. neben Orientalistik auch Philosophie studierte, d. Verf.], schrieb ich mich Ende Juli [1887, d. Verf.] als einer der ersten Hörer für die persische Klasse am Orientalischen Seminar in Berlin ein, das eben damals im Herbst eröffnet wurde. Eineinhalb Jahre blieb ich auf der beschrittenen Bahn, obwohl schon nach einem Jahr eine Mitteilung des Auswärtigen Amtes, daß keiner von uns fünf ‚Persern' auf Anstellung als Dragoman oder Konsul zu hoffen habe, alle Aussichten abgeschnitten hatte.

Dann hieß es Schluß machen. Womit? Mit meinem Traum? Das fiel mir nicht ein. Konnte er nicht auf anderem Wege erfüllbar werden? Gab es nicht Zeitungen, die Korrespondenten in aller Welt und also auch im Orient hatten? So entstand zunächst in mir der Entschluß, Journalist zu werden — auch hier freilich das Metier wiederum nicht als Selbstzweck gedacht, sondern als Mittel zum Zweck. Ein klein wenig ‚realistischer' war ich in den drei Studentensemestern [in denen er auch weiterhin Philosophie sowie Jura belegt hatte, d. Verf.], ja nun schon geworden. So sagte ich mir, mit Deutsch, Arabisch und Persisch sei es wohl nicht getan, es würden auch andere moderne Sprachen dazugehören. So sattelte ich um zur Neuphilologie. [Nach einem Zwischensemester an der Universität Genf und einem weiteren in Berlin, bezog H. C. 1890 für vier abschließende Semester die Hallenser Universität, d. Verf.]. Dort promovierte ich im Simmer 1892 [in Anglistik bei Albert Wagner über den ‚Blankvers in Thomson's Seasons und Young's Night Thoughts', d. Verf.] und schulmeisterte zunächst als Vertreter beurlaubter Lehrkräfte und an einigen sogenannten ‚Pressen', nun immer Auschau haltend und entschlossen, in die Zeitungswelt hineinzuspringen, auch wenn ich dabei zunächst noch nicht in den Orient, sondern nur überhaupt irgendwo in die weite Welt kommen würde.

Im Winter 1892/93 war ich am weiland Plollatzschen Militärvorbereitungs-Institut in Dresden tätig. Ich ging tagtäglich in die großen Zeitungscafés und suchte nach Inseraten, in denen Journalisten gesucht wurden. Fand eines Tages eines, meldete mich — ehrlich bekennend, daß ich homo novissimus sei, aber dennoch dreist und gottesfürchtig — denn, was das Inserat verlangte, setzte einen ausgekochten Federmenschen voraus. Acht Tage später war ich in Verhandlungen und nach noch acht Tagen mit 200 Mark monatlich, damals ein ganz passabler Anfang, engagiert als, sagen wir, Mädchen für alles. Leicht war meine Schule beim ‚Münchener Generalanzeiger' [Vorläufer der ‚M.er Zeitung', d. Verf.] nicht. Dafür um so nützlicher."

Diese erste Anstellung erlaubte es Clages, am 8. Oktober 1894 in Halle/S. Jeanette Leo zu heiraten, die väterlicherseits einer Familie höherer preußische Beamter und Offiziere, mütterlicherseits der Pastoren- und Professorenfamilie Eiselen entstammte und ihrem Manne zwei Töchter, Irmgard (geb. 1895) und Gerda (geb. 1898) gebar.

Sein arbeitsreiches Leben führte Dr. Clages zunächst als Kunst- und Theaterkritiker (bis zu seinem 40. Lebensjahr), dann als außenpolitischer Redakteur nationalliberaler Prägung, dessen besondere Aufmerksamkeit als Ostpreuße allen Grenz- und Volkstumsproblemen galt, an eine Reihe bedeutender deutscher Zeitungen. Von München (bis 4. Dezember 1894) aus wechselte er nach Halle an den ‚Central-Anzeiger' (1895) und von dort an die ‚Braunschweigische Landeszeitung' (1896 bis 1906), den ‚Hannoverschen Kurier' (1906 bis 1909), die ‚Düsseldorfer Allgemeine Zeitung' (1906 bis 1915), schließlich an die ‚Magdeburgische Zeitung', der er von 1915 bis zu seinem Tode als außenpolitischer Schriftleiter angehörte.

Daneben widmete sich Dr. Clages besonders aktiv der berufsständischen Arbeit. Als Mitbegründer des Vereins Niedersächsischer Presse, vor allem aber 1910 als Mitbegründer und Vorstandsmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Presse erwarb er sich bleibende Verdienste. Als erster Vorsitzender leitete er noch bis wenige Jahre vor seinem Tode den Landesverband Mitteldeutschland.

Auch nach Eintritt in den ‚Ruhestand' (1931) nahm Dr. Clages schreibend und weiterarbeitend am Tagesgeschehen teil, bis er plötzlich, kurz vor seinem 70. Geburtstag, in Magdeburg am 3. November 1936 an einer Lungenentzündung starb — den Orient hat er nicht mehr gesehen.

Die zahlreich in der Tagespresse erschienen Nachrufe rühmen an Dr. Clages seine „große Gewissenhaftigkeit und schriftstellerische Begabung" (Berliner Börsenzeitung), eine „hingebend hohe Gesinnung, bei der ihm nichts die eigene Person, sondern alles die Sache galt" (B.Z. am Mittag), sein „vorbildlicher" Einsatz für alle Standesfragen (Deutsche Allgemeine Zeitung und Frankfurter Zeitung). Er galt zudem als „Schriftsteller von hohen Graden", der aber „für sich die Bescheidenheit und Zurückhaltung in Person war" (Deutsche Presse); er war „eine Persönlichkeit, die weit über den Rahmen ihres engeren Wirkungskreises hinaus bekannt war" (Hallische Nachrichten), „ausgestattet mit einem in unermüdlicher Arbeit erworbenen, geradezu einmaligen universalen Wissen" (Magdeburger Generalanzeiger), kurz „ein Vorbild der Pflichterfüllung und journalistischen Eifers" (Magdeburger Tageszeitung).

. . . und wie der Karrikaturist ihn sah: **Schriftleiter von hohen Graden** Zeichnung M. Perts

Die persönlichste Würdigung jedoch wurde Hubert Clages von seinen unmittelbaren Redaktionskollegen in der ‚Magdeburgischen Zeitung' zuteil: „War Dr. Clages als Journalist uns allen ein leuchtendes Vorbild, so war er es nicht weniger als unser jederzeit hilfsbereiter väterlicher Freund, der uns den sittlichen Ernst und die Verantwortung unseres öffentlichen Amtes vorlebte. Er war das Gewissen unserer Redaktion. Wir danken ihm, daß er uns jederzeit vor Augen hielt, daß Journalist sein heißt, nur aus Überzeugung und ehrlichem Wissen zu schreiben, ohne Rücksicht auf Tagessensationen . . . Das Beispiel des Nestors der deutschen Journalistik, den die Freude, die Verantwortung, das Leben in seinem Beruf jung erhielt, wird weiterleben in der Arbeit derer, denen er Vorbild in Beruf und Leben gewesen ist."

Eckart Henning

Ihre Rufe sind wichtig in der Welt

Zu einer Ausstellung in Hitzacker von Professor Eva Schwimmer

Hier auf der Weide geht der Tag gelassen in den Abend über. Selbst die Dämmerung ist kraftvoll. Die Farben werden leuchtend. Das Gelb des Labkrautes und der blaue Stern der Wegwarte strahlen. Die Nacht ist nahe. Allenthalben werden die Herden zu den Höfen getrieben. Die Rufe der Hirten sind wichtig in der Welt . . ." Diese Zeilen der Besinnung und Tröstung schrieb einst Eva Schwimmer in einer ihrer Kurzgeschichten, farbige Zeilen, leuchtend und kraftvoll. Eigentlich Worte einer Malerin.

Und in der Tat, Eva Schwimmer ist eine Künstlerin, die mit zwei — oder besser drei Begabungen beschenkt wurde: die Malerin und Graphikerin, die darüber hinaus noch eine hochbegabte Schriftstellerin ist, widmet sich auch der Plastik.

Eva Schwimmer, am 19. März 1901 auf Gut Kalkstein im Kreis Fischhausen geboren, lebt heute in Berlin. Mit achtzehn Jahren ging sie nach Leipzig, um Kunst zu studieren. Dort, auf der graphischen Akademie der Künste, lernte sie auch ihren späteren Mann, Max Schwimmer, kennen. Bald aber schon folgten die ersten Schicksalsschläge, berufliche und private.

Eva Schwimmer kehrte in ihre Heimat zurück und erhielt dort bei der Hartungschen Zeitung wertvolle künstlerische Aufträge. 1936 ging sie nach Berlin, wo sie von 1946 bis 1950 einen Lehrstuhl an der Hochschule für angewandte Kunst innehatte. Als die Künstlerin im Jahre 1952 den Kunstpreis für Graphik der Stadt Berlin erhielt, ging es mit den Aufträgen auch ein wenig aufwärts. In ihrem Atelier entstanden Plakate, Buchumschläge, Illustrationen und als Höhepunkt 27 Zeichnungen für die Neuausgabe des antiken Prosagedichtes ‚Daphnis und Chloe'.

Aber bald danach schlug das Schicksal wieder zu: eine gefährliche Netzhauterkrankung zwang die Künstlerin, ihre Arbeit zu unterbrechen. Wenn auch dieser Kelch an ihr vorübergegangen ist, so bekommt doch gerade eine Künstlerin wie Eva Schwimmer, den harten Konkurrenzkampf zu spüren.

Eine Übersicht über ihr Schaffen gibt zur Zeit eine umfangreiche Ausstellung in der Galerie auf dem Jeetzelhof, die noch bis zum 1. Mai geöffnet ist (Freitag bis Sonntag, 15 bis 18 Uhr, und nach Vereinbarung). In dem kleinen romantischen Elbe-Städtchen Hitzacker, Ortsteil Seerau, nahe der blutigen Grenze, die quer durch Deutschland zieht, zeigt Thora Tesdorpf etwa 130 Arbeiten, (Graphik, Plastik und Schmuck) von Eva Schwimmer.

In den graphischen Blättern wird immer wieder die einmalige Handschrift der Künstlerin deutlich. Martin Pfeideler hat es einmal so ausgedrückt: antikes Formgefühl verbunden mit modernem Empfinden. In ihren leicht dahingeworfenen Federstrichen oder auch in den harten Konturen ihrer Bildnisse zeigt sich die Schöpferkraft dieser Frau, von der man sagen kann: Ihre Rufe sind wichtig in der Welt. **SIS**

Heute, so glaubt man,
ließe sich alles heilen.
Widere Krankheiten
und zerstrittene Völker
durch kluge Behandlung
und beherrschte Diplomatie.
Behutsamkeit scheint
in der Staatskunst wesentlicher
als Kräfte der Waffen.
Gewiß, zerborstene Häuser,
durch Unheil des Krieges zerstört,
sie werden in fleißigen Zeiten,
beglückend und neu erstehen.
Jedoch eine Freundschaft,
die ein törichter Mensch
roh und lieblos zertritt,
hier hilft keine Roßkur.
Wichtiger für die Entfremdeten ist
ein mutig gelassenes Aufhören.

Zerstörung

von
Eva Schwimmer

Ragnit an der Memel

Bild einer kleinen Stadt vor dem Ersten Weltkrieg

Ragnit, das verträumte Städtchen oberhalb der Memel, entstand aus der vom Deutschen Ritterorden erbauten Burg Ragnita. Die Burg war Angelpunkt in den Kriegen, die der Orden gegen seine Feinde zu bestehen hatte. Als nach und nach um die Burg Häuser und Straßen entstanden, wurde Ragnit zur Stadt. Ragnit war lange Zeit selbständige Kreisstadt mit Landratsamt und allen anderen Ämtern und wurde erst spät mit dem Kreis Tilsit zum Kreis Tilsit-Ragnit vereinigt.

Wenn man von unten an der Memel nach oben schaute, erblickte man die Burg, die später als Gefängnis eingerichtet wurde. Wir nannten das Schloß einfach „Kalus".

Zu meiner Zeit war Ragnit eine kleine Stadt im Schatten des später entstandenen Tilsit. Auf dem Marktplatz fanden die Wochen- und Jahrmärkte statt und an schönen Sommerabenden gaben die Liebespärchen sich dort ein Stelldichein. War das ein Leben, wenn an den Markttagen schon früh morgens auf den holprigen Straßen die Wagen der Bauern heranrollten. Was war nicht alles zum Verkaufen aufgeladen: Schweine, Schafe und Lebensmittel. Die Kunden stellten sich nach und nach ein, und das Feilschen der Verkäufer und Käufer war immer ein großer Spaß für uns Kinder. Der sonst so stille Marktplatz war voller Leben, daß man es schon von weitem vernehmen konnte.

Der Marktplatz allein war für die Märkte zu klein, der Schweine- und Hühnermarkt wurde am Landratshause in der Tilsiter Straße abgehalten. Bei Jahrmärkten wurde der Turnplatz unterhalb der evangelischen Kirche benutzt, denn dann wurden Karussells und andere Buden aufgebaut, und wir Jungen halfen, um uns paar „Dittkes" zu verdienen, beim Aufbau mit.

An den Wochentagen zog es groß und klein zum Strom, an die Memel, die bei Sonnenuntergang unvergeßlich schön aussah. Die Dampfer, die von Tilsit über Bittehnen und am Rombinus vorbei nach Obereißeln fuhren, luden Ausflügler aus und wunderbar war es für uns, wenn dabei eine Musikkapelle lustige Märsche spielte. Auch legten die Wiereiser ihre Flöße an und wir Jungen wollten doch gerne so ein Scheike (Kahn) billig erstehen und sannen darauf, wie wir es bekamen, denn so ein Seelenverkäufer war zum Paddeln auf dem großen Mühlenteich gut genug für uns. Wir riefen: „Wierei scheike perdoate?" „Jau," schallte es zurück, „wat bezoalst mie ferrem Koan?" „Esse Mark genoog?" „Best woll verrekkt!" Aber wir wurden zuletzt doch einig.

Ragnit aus der Luft gesehen

Foto: Lipski

Die Daubas kann keiner von uns vergessen, sie schlängelte sich vom Wasserturm aus über Gudes Mühle nach dem schönen Obereißeln. Schaurig war es, wenn der Ruf erschallte: „Dat Ies geit." Dann sah man die großen und kleinen Schollen treiben, und manches Hundchen sprang bellend von Scholle zu Scholle, um doch zuletzt das Leben zu verlieren.

Sitten und Gebräuche seien kurz geschildert. Fasseloawend wurde meist im Februar gehalten und auch mit einem kräftigen Schluck abgespült. Wir Kinder hatten dabei das ungeschriebene Recht, was auf jeden Schlitten zu setzen. „Fastnacht feiert Katz und Maus, Schuppnus gibt's in jedem Haus", sangen wir von Tür zu Tür und wurden auch von guten Menschen eingeladen. Ostern da wurde geschmackostert und Pfingsten wurden Stuben und Gänge mit jungem Birkengrün geschmückt. Weihnachten war ein Freudentag für die Kinder, denn wir gingen zu den begüterten Bürgern vor der Tür singen. Die Tüten waren voll, wenn wir unsere Lieder hinter uns hatten.

Der Winter war lang und kalt. Wir hatten unsere Freude beim Rodeln am Mühlenteich und Memelberg, liefen Schlittschuh auf dem Kleinen und Großen Mühlenteich. „Schorren" war Mode und wir sangen: „Ole Hex op Schlorre, morge goa wie schorre".

Wenn wir von der Schule kamen und das monotone Gebumse der Tamburins der Bärenführer hörten, dann liefen wir straßauf, straßab mit den possierlichen Bären, die sich tanzend auf den Hinterbeinen drehten und auch auf Kommando Kobolz schossen. Der Affenwagen fuhr langsam hinterdrein, und für einen Dittchen konnten wir auf dem Rücken eines Kamels reiten. Oft kam ein großer Wagen, mit schaurigen Bildern behangen, und die Drehorgel intonierte das Lied: „Es wollt' ein Mann nach seiner Heimat reisen, er sehnte sich nach Frau und Kind" usw. Auch unser alter Leierkastendreher Kuckling ist nicht fortzudenken.

Ein Original, das wohl allen alten Ragnitern bekannt ist, soll noch erwähnt werden. Damals gab es noch die Brotfrauen. Mit einer Peede und zwei großen Körben behangen, in denen Semmeln, Schnecken und anderes Gebäck lagen, zogen sie über Land und riefen: „Fruuke, hiete hebb eck ganz scheene Paomelkes, Schnekkes und verr Se noch he Brootke dat Se sich de Hendkes reiwe ware." Eine der Brotfrauen war Frau Schumann. Sie hatte immer in ihrem Lischke eine Buddel Branntwein stärkster Sorte und wenn es sie „jankerte" stellte sie ab und nahm einen kräftigen Schluck. In einem Winter bei strengem Frost war sie selig eingeschlafen und man mußte ihr die Füße amputieren. Sie ist dann aber doch weiter über Land gegangen. Man rief ihr Ulkworte nach und sie wehrte sich mit den Worten: „Wat well jou von mie, eck ben de Fruu Schumann, mien Mann es dreemoal Mann, he es Temmermann, Schumann und mien Mann." Das Gelächter war dann groß.

An Festen hat es in Ragnit nicht gemangelt. Kaisers Geburtstag, Sedansfest wurden ebenso begangen wie Schulfest, Ruder- und andere Sportvereinsfeste. Wenn die Tilsiter Stadtkapelle durch die engen Straßen zog, herrschte Freude bei groß und klein.

Alljährlich wurde ein Viehmarkt großen Stils in Ragnit abgehalten, von weit und breit wurden Rinder, Kälber und Pferde aufgetrieben und standen in langen Reihen vom Platz oben an der Kirche bis hinunter zum Turnplatz und man konnte litauische und hochdeutsche Brocken durcheinander vernehmen. War der Handel auf dem Markt beendet und alles zur Zufriedenheit erledigt, ging es zu „Hirsch", wo die Flaschen kreisten. So mancher Bauer wurde später in seinen Wagen gehoben.

Ragnit bleibt für alle noch lebenden Ragnitern unvergessen. Alle, die dort geboren sind, dort ihre Kinder- und Jugendzeit verleben durften, denken mit Wemut an die Heimatstadt.

Willi Lipski

Die Memelbrücken von Tilsit

Jahrhundertelang ging der Verkehr über Floß- und Schiffsbrücken — Millionen für Neubauten

Am 18. Oktober 1907 wurde die Königin-Luise-Brücke in Tilsit nach feierlicher Einweihung dem Verkehr übergeben. Sie war ein wichtiges Teilstück der Handelsstraße nach dem baltischen Raum, ermöglichte sie doch einen ungestörten Ablauf des ständig zunehmenden übergebietlichen Verkehrs. Nicht zu Unrecht nannte man sie daher auch die Brücke nach dem Osten.

Ihren eigentlichen Namen erhielt die Brücke nach Preußens volkstümlichster Königin, die hier 1807 den demütigenden Schritt unternahm, von Napoleon I. in persönlicher Aussprache eine Milderung der erdrückend harten Friedensbedingungen für Preußen zu erbitten. Rund zwei Millionen Mark betrugen die Kosten des Neubaus. Je 107 Meter breit waren die drei großen Mittelöffnungen der insgesamt 416,3 Meter langen Brücke von Pfeilermitte zu Pfeilermitte; dazu kamen zwei kleinere Vorbrücken und eine einarmige Klappbrücke von 12 Metern lichter Weite. Die Unterkante der Brücke lag auf einer Länge von mindestens 60 Metern 5,25 Meter über dem höchsten schiffbaren Wasserstand.

In der Zeit der Stadtgründung hatte die Amtsfähre den Verkehr zwischen den beiden Memelufern vermittelt. Später war noch die Stadtfähre etwa im Zuge der Sprindgasse/Speichergasse hinzugekommen. Mehrmals waren auch Schiffbrücken über die Memel geschlagen worden, so auf Befehl des Großen Kurfürsten 1657 und 1658. Während des Siebenjährigen Krieges hatten zeitweilig mehrere von russischen Ingenieuren hergestellte Floßbrücken bestanden, die im Frühjahr dem Marsch der russischen Truppen nach dem westlichen Kriegsschauplatz und im Spätherbst dem Rückmarsch in die Winterquartiere dienten.

Erstmalig im April 1767 wurde eine alljährlich ein- und wieder abzuschwenkende Schiffbrücke auf 36 Prähmen hergestellt. Diese Brücke wurde am 19. Juni 1807 auf Befehl des russischen Heerführers Bennigsen verbrannt, um die Verfolgung der preußischen und russischen Truppen durch die Franzosen zu verhindern. Die Überfahrt erfolgte zunächst mit einer Fähre. Nachdem 1808 die Schiffbrücke neu hergerichtet wurde, bediente man sich der Fähre noch im Frühjahr und Herbst wenn die Schiffbrücke nicht eingefahren war.

Längst schon hätte die schiffahrtbehindernde Schiffbrücke den gesteigerten Verkehrsbedürfnissen nicht mehr genügen können, wäre ihr nicht im Jahre 1875 eine Entlastung durch die neue Eisenbahnbrücke geworden. Diese im Zuge der Eisenbahnlinie Insterburg—Memel 1872 bis 1875 erbaute Brücke hatte eine Fahrbahn für den Fuhrwerksverkehr erhalten, außerdem war Fußgängerverkehr gestattet. Die Streckenführung dieser Eisenbahnlinie war sehr schwierig, waren doch in dem über vier Kilometer breiten Memeltal nicht nur der Hauptstrom, sondern auch seine größten Altströme, die Uszlenkis (Falkensee) und die Kurmerszeris, zu überbrücken, um die Schienenverbindung zwischen den Städten Tilsit und Memel zu ermöglichen. Die Eisenbahnbrücke über die Memel hatte die ungewöhnliche Länge von 531,3 Metern, und die Flutbrücken über die Uszlenkis und die Kurmerszeris waren mit ihren sechs und fünf Öffnungen 428 und 356 Meter lang. Der Bau der drei Eisenbahnbrücken kostete 5 625 000 Mark.

Der über die Eisenbahnhauptbrücke geleitete Fuhrwerksverkehr ging in Übermemel ostwärts über die Verbindungschaussee und mündete mit dem über die Schiffbrücke kommenden Verkehrsstrom in die 1835 erbaute Chaussee Tilsit—Memel ein. Im Zuge dieser Kunststraße waren über die gleichen Altströme der Memel ebenfalls zwei Flutbrücken erforderlich gewesen. 1876 erhielt auch die Straßenbrücke über die Uszlenkis einen eisernen Aufbau von 432 Metern Länge, während ein solcher über die Kurmerszeris in den Jahren 1884—86 mit 376 Metern Länge errichtet wurde. Mit der Fertigstellung der Königin-Luise-Brücke hörte der Fuhrwerksverkehr über die Eisenbahnbrücke, die nun zwei Gleise erhielt, auf Dagegen ermöglichte die Luise-Brücke den Bau einer Anschlußstrecke Tilsit—Mikieten an die im Jahre 1902 eröffnete Kleinbahnlinie Pogegen—Mikieten—Schmalleningken.

Der Königin-Luise-Brücke war nur eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer beschieden. Zwar rettete der Tilsiter Oberbürgermeister Eldor Pohl sie im August 1914 vor der Sprengung durch die deutschen Truppen und bewahrte einige Wochen später Hauptmann Fletscher sie bei der Befreiung der Stadt vor dem gleichen, ihr diesmal durch die Russen zugedachten Los, doch ereilte sie dieses Schicksal dennoch 30 Jahre später im Zweiten Weltkriege. Ausgangs des Jahres 1944 wurde sie nach 37jährigem Bestehen zugleich mit der Eisenbahnbrücke bei der Annäherung der Russen gesprengt. Sie wurde dabei so gründlich zerstört, daß die im Wasser liegenden Trümmer nichts von der einstigen Schönheit der stolzen Bogenkonstruktion ahnen ließen.

Erhalten blieb — so sahen wir in Folge 11 des Ostpreußenblatts vom 14. März 1970 — bis heute stadtseitig lediglich die Auffahrt zur Brücke mit dem Brückentor. **Richard Lindenau**

Der Stapelplatz war 33,6 Hektar groß

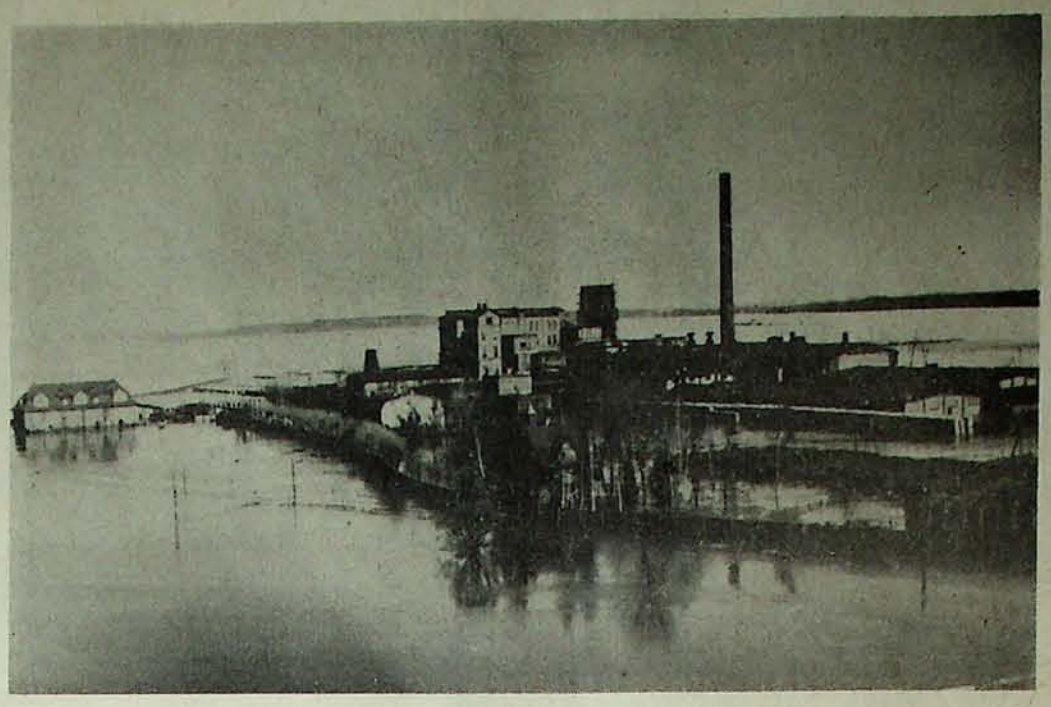
Die Zellstoffabrik Ragnit und ihr Schicksal bis heute — Von Hans-Georg Tautorat

Zu den Industrieunternehmen, die sich in Nordostpreußen mit der Zellstoffherstellung befaßten, gehörte auch die Zellstoffabrik in Ragnit. Als kleinere Schwester der Tilsiter Industrieanlage, die zeitweise die zweitgrößte Zellstoffabrik Europas war, lag das Ragniter Werk in der Niederung unterhalb der Stadt, direkt am Memelstrom. Durch Leistung von Steuern in beträchtlicher Höhe und durch Versorgung eines erheblichen Teiles der Einwohner mit Arbeit hat die Zellstoffabrik dem wirtschaftlichen Leben Ragnits einen bedeutenden Aufschwung gebracht.

Die Zellstoffabrik Ragnit AG wurde am 29. Juni 1909 mit einem Aktienkapital von 30 000 Mark gegründet. Die Generalversammlung vom 18. Mai 1910 beschloß den Bau einer kombinierten Papier- und Zellstoffabrik und stimmte der Erhöhung des Aktienkapitals bis zu zwei Millionen Mark zu. Noch im gleichen Jahr wurden ein Damm geschüttet, das Fundament gelegt und die Maurerarbeiten abgeschlossen, so daß einige wichtige Abteilungen des Werkes schon im Rohbau fertiggestellt werden konnten. Indessen wurde die Hauptarbeit in den Jahren 1911—1912 geleistet. Nach Aufstellung der Maschinen konnte die Erzeugung von Zellstoff und Papier in der zweiten Hälfte des Jahres 1912 in kleinem Umfange aufgenommen werden. Das Aktienkapital erhöhte sich um 1,5 Millionen Mark.

Die allgemeinen schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse im Jahre 1913 wirkten sich auch auf die Papierindustrie ungünstig aus. Zwar herrschte im Werk Vollbeschäftigung, jedoch gelang es nicht, die Verkaufspreise mit den weiter durch Verteuerung der Roh- und Betriebsmaterialien, Aufbesserung der Löhne und Erhöhung der sozialen Lasten gestiegenen Selbstkosten in Einklang zu bringen. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges verhinderte nicht nur die Eröffnung des Betriebes in den vergrößerten Anlagen, sondern führte zunächst — nachdem der größte Teil der Betriebsangehörigen eingezogen worden war — zur völligen Stillegung. Jedoch schon im Jahre 1915 wurde die Produktion wieder aufgenommen. Eine in den folgenden Kriegsjahren gebaute Silfit-Spiritus-Fabrik konnte im März 1918 in Betrieb genommen werden.

Eine Änderung der Besitzverhältnisse vollzog sich im Jahre 1922. Dadurch, daß eine bedeutende Gesellschaft für das Unternehmen interessiert werden konnte, war es möglich, den seit langer Zeit geplanten und bis dahin aus finanziellen Gründen zurückgestellten Ausbau der Zellstoffabrik in die Wege zu leiten. Nach dem Gesellschaftsvertrag befaßte sich die Firma nun mit der Erzeugung und dem Verkauf von Holzzellstoff, sonstigen Papierhalbstoffen und von Papier jeglicher Art. Das Grundkapital betrug im Jahre 1922 nach dem Vertrag 3 500 000 Mark und war in 3500 Aktien über



Hochwasser überflutete 1940 das gesamte Werk

je 1000 Mark zerlegt. Die Vergrößerung des Werkes brachte eine Verdoppelung der Zellstofferzeugung. Fortan wurden ca. 40 000 Tonnen Zellstoff jährlich erzeugt. Durch diese Steigerung der Produktion begann der Betrieb sich wirtschaftlich zu gestalten. Die frühere Belegschaft von 250 Bediensteten im Jahre 1912 war auf 450 bis 500 im Jahre 1920, dann auf 800 bis 900 Betriebsangehörige im Jahre 1922 gestiegen.

1925 wurde das Ragniter Werk mit der Zellstoffabrik Waldhof-Mannheim fusioniert. Damit wurde die Ragniter Betriebsstätte der Zweigniederlassung der Zellstofffabrik Waldhof-Tilsit zugeordnet. Zu dieser Zeit umfaßte das Gesamtareal des Ragniter Werkes 362 843 qm, wovon 336 670 qm eigentliches Fabrikgelände (einschl. Stapelplätze) waren.

Überflutung 1940

Zunächst brachte der sehr strenge Winter 1939/40 für das Werk schwere Belastungen. Die hohen Schneefälle und tiefen Temperaturen beeinträchtigten in starkem Maße die Anfuhr einer genügenden Holzmenge. Darüber hinaus gestaltete sich das Aufladen bei der damals angeordneten Verdunkelung schwierig. Die Holzprügel waren oft vereist, so daß sie aus der Hachmaschine herausprangen und die Arbeiter gefährdeten.

Als sich das Eis am 3. April 1940 in gewaltigen Schollen von zum Teil ¾ Meter Dicke in Bewegung setzte, ging die Memel schon sehr hoch. Eine Verstopfung des Eises am Flußknie in Höhe des Rombinus führte dann schnell zur Überflutung der Memelwiesen und des ganzen Werkes. Mit Hilfe einer in Ragnit stationierten Pionierkompanie gelang es in den nächsten Tagen, ein etwa 20 Meter großes Loch in der Hochwasserschutzanlage wieder zu schließen. Hochwasserpumpen schafften das Wasser aus dem Werk bald heraus. Der eingetretene Schaden war hoch: Ca. 350 Motoren waren regelrecht abgesoffen, einige hundert Tonnen Zellstoff durchnäßt, die Holzstapel fast völlig zusammengestürzt. Zum Glück hatte der das Werkgelände umgebende Holzzaun das Fortschwimmen größerer Holzmengen verhindert. Nachdem die ins Tilsiter Werk zum Trocknen verbrachten Motoren wieder zurückgeliefert und die überfluteten Ölschalter und die Schaltanlage der Kraftzentrale wieder in Ordnung gebracht worden waren, konnte der Betrieb am 18. April wieder aufgenommen werden.

Überdies litt die Leistung des Werkes durch den ständigen Abzug von Arbeitskräften in den Kriegsjahren. Eine fühlbare Erleichterung brachte zunächst die Zuführung von Arbeitskräften aus Litauen. Die mangelnde Disziplin dieser Kräfte stellte die Verantwortlichen allerdings schon bald vor neue Schwierigkeiten. Schließlich wurden dem Werk 150 französische Kriegsgefangene zugewiesen. Die in einem Vorwerk des Gutes Althof-Ragnit untergebrachten Franzosen zeichneten sich insbesondere durch ihren Fleiß aus. Dadurch erreichte die Produktion an Kunstseidezellstoff rund 2800 Tonnen im Monat.

Aber immer wieder gab es neue Schwierigkeiten. Die veraltete Röstanlage und neun kleine Herrehoföfen mußten repariert, zwei kleine Kessel modernisiert werden. In der Belegschaft traten permanent weitere Schwächungen auf, da deutsche Arbeitskräfte von der Wehrmacht eingezogen wurden. Die Versorgung mit Kohle wurde immer mangelhafter. Wiederholt konnte das Werk in Tilsit durch Lieferung einiger Waggons Kohle das Ragniter Schwesterunternehmen vor dem drohenden Betriebsstillstand bewahren.

Mit Beginn des Rußlandfeldzuges änderte sich im Betrieb des Werkes zunächst wenig. Ein russisches Flugzeug warf im Spätsommer des Jahre 1941 vier kleine Bomben ab, die aber das Werk verfehlten und ungefähr 500 Meter entfernt im Wiesengelände einschlugen. Fühlbar änderte sich die Luftlage erst 1944, als mit den deutschen Rückzügen im Osten die Front näher rückte. Die ersten Fliegerbomben trafen das Werk am 23. April 1944. Sie richteten jedoch nur geringfügigen Schaden an.

Neue Schwierigkeiten

Im Frühjahr 1944 lief das „Ostwall-Programm" an. In diesem Zusammenhang wurde der gesamte Ostteil des Holzplatzes beschlagnahmt, da auf ihm große Betonröhren gegossen werden sollten. Alle ausländischen Arbeiter wurden abgezogen und beim Bau des Ostwalls eingesetzt. Die Produktion des Werks ruhte fast völlig. Die Fliegerangriffe mehrten sich. Bei einem Nachtangriff wurde die Fabrik von fünf Bomben getroffen. Eine krepierte zwischen Kraftzentrale und Werkstatt. Da die Transformatoren der Kraftzentrale mit Zellstoffrollen gesichert waren, verursachte die Bombe nur einen kleinen Schaden an einem Kabel.

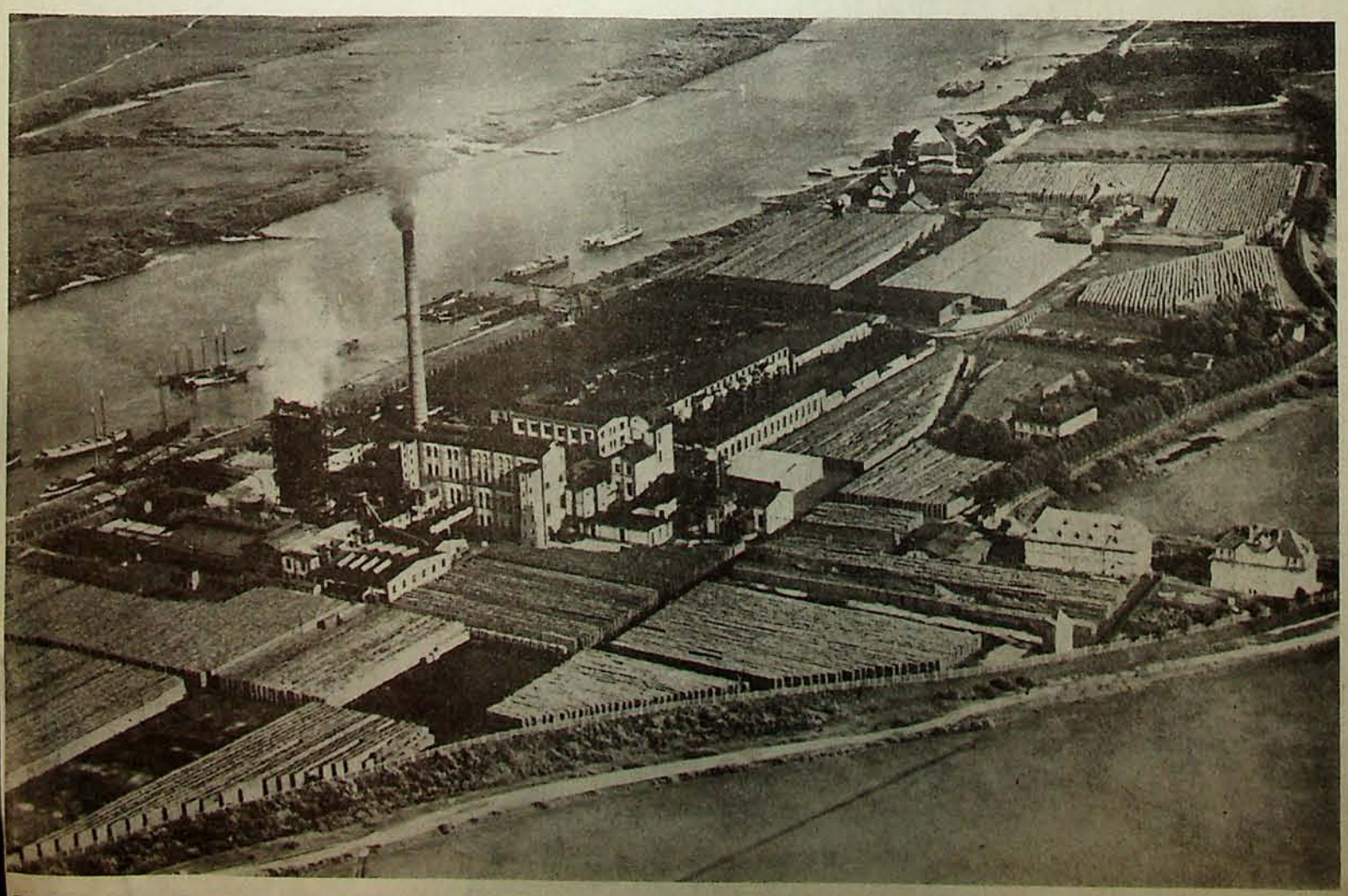
Mit dem Näherrücken der Front wurden die teilweise zurückgekehrten ausländischen Arbeiter westwärts transportiert. In der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober 1944 gingen die deutschen Truppen auf das südliche Memelufer zurück. Damit war Ragnit zum Kriegsschauplatz geworden. Bei einem Luftangriff, der fast das ganze Marktviertel der Stadt zerstört hatte, wurden auch Teile des Werkes zerstört. Von diesem Zeitpunkt an bis zum Dezember 1944 gelang es unter ständiger Feindeinwirkung Motoren, Turbinen, Getriebe, Pumpen, das Laborinventar usw. zu demontieren, zu verpacken und abzutransportieren. Damit hatte die Zellstofffabrik Ragnit nach über 30jährigem Bestehen aufgehört zu existieren. Mit der Besetzung der Stadt Ragnit durch sowjetische Truppen am 17. Januar 1945 verlor das Industrieunternehmen Waldhof-Mannheim sein erstes Papierwerk in Ostpreußen.

Nach dem zweiten Weltkrieg

Seit Juli 1946 gehört Ragnit, das jetzt den Namen Neman trägt, zu dem der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik als „Oblast Kaliningrad" eingegliederten Gebiet. Nachrichten aus Ragnit wie über Nordostpreußen schlechthin dringen seitdem nur spärlich durch. Den übereinstimmenden Zeugnissen einiger zurückgebliebener Ragniter Bürger zufolge ist die Zellstoffabrik Ragnit 1946 von den Russen wieder in Betrieb genommen worden. Nach diesen Berichten sollen dort zunächst 500 deutsche Kriegsgefangene und einige wenige Ragniter Bürger beschäftigt worden sein.

Zu diesen Überlieferungen treten als weitere Quelle die Veröffentlichungen von Presseorganen. Diese abschließenden Ausführungen stützen sich auf Presseberichte, die in den Jahren 1963 (Neue Zürcher Zeitung, Nr. 4324, 25. 10. 1963, Blatt 5) und 1971 (Kieler Nachrichten, Nr. 279, 30. 11. 1971, S. 21) erschienen sind. Danach können wir folgendes annehmen:

Nordostpreußen ist wieder führend in der Zellstoffherstellung. Die vier Zellulosewerke von Tilsit, Ragnit, Königsberg-Sackheim und Königsberg-Juditten produzieren etwa acht Prozent der sowjetischen Gesamterzeugung (1971). Bei Papier erster Qualität (z. B. Tiefdruckpapier) beträgt der Anteil sogar 12 Prozent. Näheres ist über das Ragniter Werk bekannt. Die Zellstoffabrik befindet sich auf dem rechten Flußufer, und seine russische Bezeichnung lautet „CPK Waldhof". Die Zahl der Beschäftigten beträgt 2300, darunter einige deutsche Ingenieure (1963). Der Strom kommt aus einem kalorischen Kraftwerk, bei Stromausfall aus Pillau, das Holz mittels Schleppkähnen oder per Bahn aus der Umgebung oder aus Litauen. Pro Tag werden drei Waggons Rohzellulose, 200 Ballen Pappendeckel zu je 200 kg und 15 Rollen Packpapier zu je 600 Meter Länge ausgeliefert (1963).



Die Zellstoffabrik Ragnit. Deutlich sind die meterhohen Holzstapel zu erkennen

Fotos (2) Archiv Tautorat

Professor Dr. Dr. Hans Pfeil:

Ausbildung und Bildung

Echte Allgemeinbildung öffnet den Blick für Umwelt und Mitwelt

Durch die Presse ging neulich die Meldung, daß führende Männer in Industrie, Wirtschaft und Verwaltung den Vorwurf erhoben haben, durch den Lehrbetrieb an den Universitäten werde den Studierenden zuviel Bildung und zuwenig Ausbildung vermittelt, was sich im späteren Berufsleben nachteilig auswirke. Solchem Vorwurf — falls er überhaupt in dieser Form erhoben wurde und nicht auf eine verkehrte Berichterstattung zurückzuführen ist — liegt offensichtlich ein Mißverständnis zugrunde. Gemeint war sicher, daß in manchen Fachbereichen zuviel Theorie geboten werde, während die Auswertung für die Praxis und die Anleitung hierzu zu kurz kämen. Wenn der Vorwurf so zu verstehen ist, dann wird dazu zu sagen sein, daß es Aufgabe der Universität ist (was wohl von niemandem bestritten wird), zunächst das grundlegende Wissen, also Theorie zu vermitteln, daß dann allerdings auch darauf zu achten wäre, die Studierenden, die später als Betriebswirte, Verwaltungsbeamte, Gymnasiallehrer oder dergleichen tätig sein wollen, bereits während ihrer Studienzeit mit der praktischen Ausübung ihres späteren Berufes, wenigstens in den Anfängen, vertraut zu machen und diese notwendige Einübung nicht erst jenen Bereichen zu überlassen, in denen die Studierenden einmal tätig sein werden.

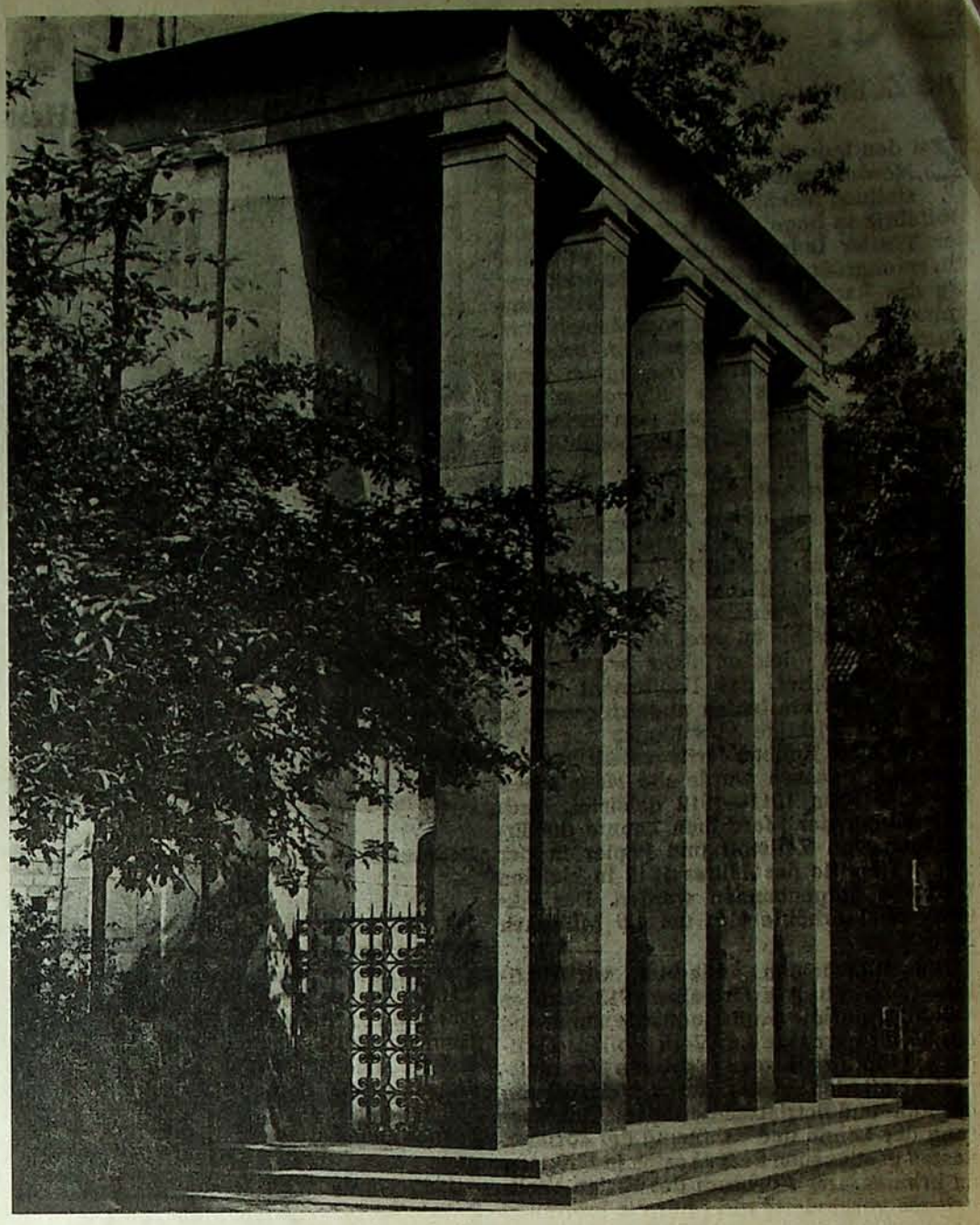
Was aber an dem Vorwurf — wenn er so formuliert wurde — falsch ist, das ist die Verwendung des Wortes Bildung bzw. die Gleichsetzung von Theorie und Bildung. Denn was gemeint ist, ist nicht die Bildung im eigentlichen Sinn dieses Wortes, sondern ein Teil der Ausbildung, und beanstandet wird — in manchen Bereichen wohl mit Recht —, daß die theoretische Ausbildung über Gebühr bevorzugt, die praktische Ausbildung dagegen zu sehr vernachlässigt werde.

Was nämlich zu unterscheiden ist, sind Ausbildung, Allgemeinbildung und Bildung. Die *Ausbildung* ist der Kenntnierwerb auf einem bestimmten Gebiet; hierzu gehören die Vorbildung, die in die Lage versetzt, einen Beruf selbständig auszuüben, und die fortschreitende Weiterbildung, die eine beständig gediegenere Ausübung des Berufs gewährleisten soll. Daß eine solche Ausbildung, die ein gutes Berufswissen und Berufskönnen zu vermitteln hat, für jeden vonnöten ist, der etwas Wertvolles leisten will, steht außer Frage, und daß sich die Ausbildung zumeist nur auf ein kleines Detailgebiet beziehen kann, ist angesichts der gewaltigen Fortschritte des modernen Wissens und Könnens nicht zu verwundern. Auf allen Gebieten bedarf es ohne Frage gut ausgebildeter Spezialisten.

Was aber zu verwerfen und zu bekämpfen ist und wogegen an allen Fachschulen und Hochschulen angegangen werden sollte, ist die geistige Enge jener Nur-Spezialisten, die außer der eigenen Sparte nichts kennen und nichts kennen wollen und doch aus ihrem eingeengten Blickwinkel zu allen möglichen politischen, gesellschaftlichen und weltanschaulichen Problemen Stellung nehmen, ohne hierfür im geringsten zuständig zu sein.

Darum sollte neben einer soliden Ausbildung immer auch noch über den eigenen engeren Fachbereich hinaus Ausschau gehalten bzw. nach *Allgemeinbildung* gestrebt werden, worunter aber beileibe nicht bloße Vielwisserei oder ein oberflächliches Allerwelts- und Neuigkeitswissen verstanden werden darf. Zur echten Allgemeinbildung gehört eine gewisse Kenntnis von den verschiedenen Natur- und Kulturbereichen der Welt und den verschiedenen Tätigkeitsbereichen der Menschen, ferner eine Vertrautheit mit den gesellschafts- und staatspolitischen Fragen wenigstens insoweit, als der einzelne dadurch die Fähigkeit erlangt, seine Aufgaben als mündiger Staatsbürger zu erfüllen. Hinzukommen Aufgeschlossenheit und Interesse für die guten Erzeugnisse der Dichtung sowie für die Meisterwerke der Musik, Malerei und Plastik, schließlich ein offener Blick in Umwelt und Mitwelt, in die Menschenseelen, in das Getriebe des gemeinschaftlichen Zusammenlebens, auf die großen sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen, die sich heute in aller Welt abzeichnen.

Bei alledem darf nicht vergessen werden, daß sich mit solchem Kennenlernen eine innere Anteilnahme und ein tieferes Eindringen in Sein und Werden, Wert und Zusammenhänge der erwähnten Gegenstandsgebiete sowie ein geistiges Verarbeiten und Auswerten, Sich-Aneignen und Sich-damit-Auseinandersetzen verbinden sollen, damit das Erkannte auch zu einem innerlichen, geistigen Besitz, zu einem Stück des Selbst wird, zu dem das Ich durch solche Anstrengung heranreifen soll.



Das Grabmal des großen Philosophen Immanuel Kant vor dem Königsberger Dom

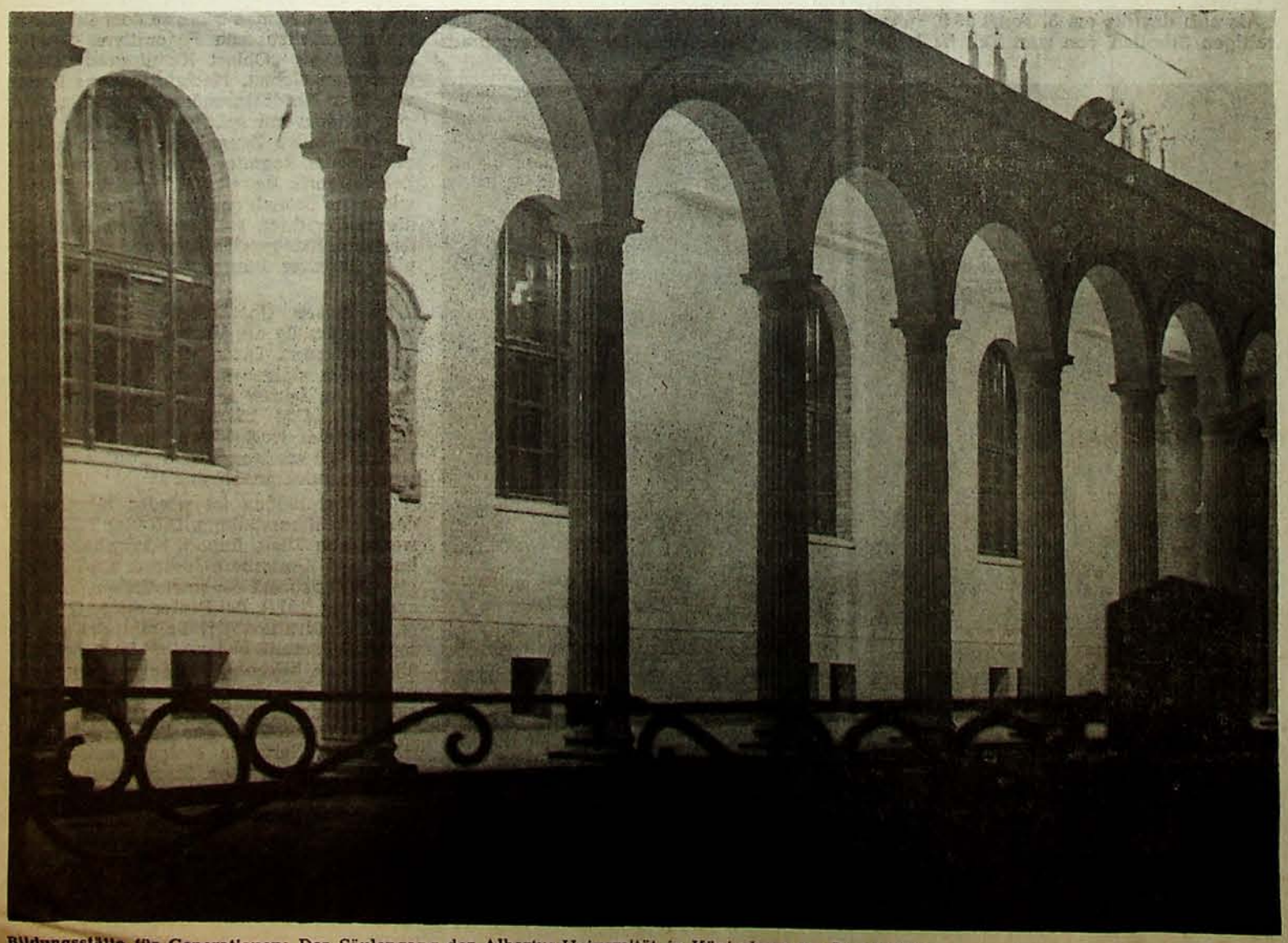
Diese Allgemeinbildung ist natürlich nicht an die Kenntnis der alten Sprachen gebunden, darf also nicht mit humanistischer Bildung gleichgesetzt werden, wie sie überhaupt weniger vom Umfang des Wissens als von der innerlichen Aneignungsbereitschaft und geistigen Wachstumsfähigkeit abhängig ist. Auch setzt sie weder Wohlstand noch Muße voraus und könnte jederzeit, zumal aber in der heutigen nivellierten Berufsgesellschaft mit ihrem hohen Lebensstandard, ihrer ausgedehnten Freizeit und ihren zahlreichen Bildungsmöglichkeiten, von weiten Kreisen erworben werden.

Wichtiger jedoch noch als alle Ausbildung und Allgemeinbildung und von beidem verschieden ist die rechte Menschenbildung, die auch allein den Namen *Bildung* im eigentlichen Sinn verdient, weil sie den Menschen so bildet, daß er geeignet und gewillt ist, ein seinem Wesen und seiner Bestimmung entsprechendes, wahrhaft menschliches Leben zu führen.

Zur Bildung gehört das Wissen, das für die eigene Vollmenschwerdung vonnöten ist, die Kenntnis also vom Wesen und von der Bestimmung des Menschen und von dem Standort, den er in der gesamten Wirklichkeit einnimmt und einzunehmen hat. Allein mit solchem Wissen ist nicht alles getan. Bildung ist eine Angelegenheit, die den ganzen Menschen angeht, neben dem Verstand auch Herz und Gemüt sowie Wille und Charakter. Daher kommt es, daß es gescheite, ja gelehrte Menschen gibt, die sehr ungebildet sind, während über eine wahre Bildung auch solche verfügen, deren Ausbildung und Allgemeinbildung äußerst spärlich oder vielleicht überhaupt nicht vorhanden sind. Entscheidend ist, daß sie für alles Wahre und Gute, Schöne und Heilige aufgeschlossen sind und daß sie ihr Verhalten nach den Maßstäben ausrichten, die sie als gültig erkennen. Dann haften sie nicht an der Oberfläche und verlieren sich nicht an Äußerliches, sondern dringen in die Tiefe und ergreifen das Wesentliche. Natürlich ist solche Bildung niemals ein abgeschlossener Besitz, sondern immer ein Prozeß, der eine lebenslange Anstrengung erfordert.

Unsere Zeit verlangt dringend nach solch ganzheitlicher, intellktueller, moralischer und religiöser Bildung. Der Münchener Pädagoge Martin Keilhacker schrieb mit Recht: „Die Bewältigung der Aufgaben des technischen Zeitalters erfordert durchaus eine sorgfältige und gediegene Ausbildung des Intellektes, aber diese Ausbildung wird sich verhängnisvoll auswirken — und zwar um so verhängnisvoller, je weiter sie getrieben wird —, wenn sie nicht gleichzeitig im Gemüt und im Gewissen eine feste Grundlage und eine sichere Verankerung besitzt."

Darum kann nicht oft, nicht ernst und nicht laut genug die Forderung erhoben werden: Jede Stätte der Ausbildung soll zugleich eine Stätte der Bildung sein, das heißt eine Stätte, in der Bildungswissen gelehrt und, zumal durch das Vorbild der Lehrenden, zum Bildungsstreben erzogen wird.



Bildungsstätte für Generationen: Der Säulengang der Albertus-Universität in Königsberg am Paradeplatz

Fotos Löhrich